Im sonnenbrand ...

Maria Janitschek

834 J25 R

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1899
Given anonymously

Digitized by Google

Digitized by Google

Kürschners Bücherschatz

Im Sonnenbrand.

Nicht vergebens. — Der Bauernbub.
Ein Irrtum. — Der Haubenstock. — Gerichtet.
Leopold. — Eine Harzreise.

Novellen
von

Maria Janitschek.

Mit Illustrationen von Martin Ränike.

Berlin * Eisenach * Leipzig.
Hermann Hillger Verlag.

Digitized by Google

Hermann Hillger Verlag.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon. 23,5×18 cm geb. Auf 213600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Band. 2700 Illustr. (farbig und schwarz). Preis 3 Mark.

Kürschners Welt-Sprachen-Lexikon. 300960 Zeilen. Praktische deutsch-englisch-französisch-italienisch-lateinische Wörterbücher, ein vollständiges Fremdwörterbuch etc. Preis 3 Mark.

Kürschner, Frau Musika. Ein Buch für frohe und ernste Stunden. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter. Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. 10 Mk. Untrennbarer Bestandteil eines jeden Klaviers. Anmutige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustriert von den besten Kompositionen aller Art.

Kürschner, Das ist des Deutschen Vaterland. Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustr. In 12 farb. Lwbd. 12 Mark. Daraus einzeln:

Kürschner, „Wanderungen durch deutsche Gaue". 14 Teile geb. in farbigem Umschlag à 1 Mk. 50 Pf.

Kürschner, Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten. Preis Mk. 3.50 1228 Sp. Text, ca. 320 Illustr. Originellste u. unmittelbarste Geschichte des Krieges.

Kürschner, Heil Kaiser Dir! Das Leben und Wirken Kaiser Wilhelms I. 416 Seiten Text nebst 300 authentischen Illustrat. Preis 50 Pf., geb. 1 Mk.

Kürschners Jahrbuch 1899. Ein Kalendarium u. Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens und Lebens, aus Vergangenheit und Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl 1 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. — Prospekte gratis und franko.

Anfragen und Angebote, den Inhalt des Bücherschatzes betreffend, sind zu richten an Geh. Hofrat Joseph Kürschner, Hohenhainstein ob Eisenach.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google

Ich bin in Oesterreich geboren. Der
landschaftlichen Gegend meiner Heimath
verdanke ich die ersten poetischen Anregungen
der, und vielleicht der durchgängige
Gemäldeschmuck in denen ich aufwuchs. Meine
Verwandte, Bauern mir Einen Hügel in der Familie
Manner sie verbrannt und mich allein Asche
müßte, aber nennen sie in unserer Sprache
Gedächtnißbrod zu Ehren hatten, nichtsweniger als
einen schlechten und billigen Heimathort sind
einen Lehnstuhl und ein Glück Papier. Ich
zeichnete mündlich Lebensweise auf, Lehren
die mal niegnen Fabeln haben, Verzierungen
die ich mir zudachte. Später als ich schreiben
konnte, stellte ich Worte zusammen die sich reimten
und dann lief ich ganz zufrieden herum.
Mutter mich allein ließ. Mein erstes poetisches
Erinnern beginnt. Freitag, die Schule verkürzte
diese glückseligen Stunden. Aber fand ich bei
Tage meinen Ziel, so blieben mir die Abende
wo Mutter gegen müde auf ihrem Stuhl einnickte.
Der Abend ist der traurigste ich, und vermehrte die Armen
der Dichtkunst entgegen. Und die Dichtkunst ist

27 Sept. 1900. C.W.

Im Sonnenbrand.

SEP 21 1900 Brockhaus.

297312

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicht vergebens.

Die enge Gasse war gedrängt voll Menschen. Alle wollten sie im Brautstaat sehen, die Anna Hausner, das kleine, blasse Hausmeistertöchterchen, das ein so großes Glück machte.

Auf einer sonntäglichen Landpartie war sie mit ihm bekannt geworden.

Er hatte gebeten, sie besuchen zu dürfen. Vermögend und liebenswürdig, war er in jeder Familie ein willkommener Gast. Er war gekommen und wieder gekommen, und das Ergebnis dieser Besuche zeigte der heutige Tag.

Jetzt trat die Hochzeitsgesellschaft heraus. Der Bräutigam mit einem todblassen Gesichte, Annas Eltern und die Trauzeugen, deren einer die junge Braut führte, die ebenso bleich und erschüttert wie ihr Verlobter aussah. Die Leute reckten die Hälse. Das gemahnte ja eher an ein Begräbnis, als an eine Hochzeit. Was mochte da vorgefallen sein? Die drei Wagen rollten fort. — —

Als das junge Paar aus der Kirche heimkehrte, gefolgt von den Hochzeitsgästen, die bei ihm das Mittagsmahl einnehmen sollten, legte Anna in einem Moment, da sie allein blieben, die Arme um den Hals ihres Mannes.

„Mein Gott, wie du traurig bist! Was liegt denn daran? Sein Geld durch den betrügerischen Bankrott eines schlechten Menschen verlieren, ist ja kein Unrecht. Sind wir nicht jung? In etlichen Jahren haben wir uns wieder hinaufgearbeitet."

Emil Weizmann lächelte bitter.

„Schenke dir die Tröstungen. Das mag ich nicht. Ich weiß mich schon selbst zurechtzufinden."

Digitized by Google

„Aber du sollst nicht so gedrückt aussehen. Wenn du mich so liebtest wie ich dich —"

Er machte eine unwillige Handbewegung.

„Alte Geschichte. Die Frauen glauben, daß man von der Liebe leben kann. Der Mann denkt anders."

„Das meine ich ja auch nicht. Ich denke nur, daß man durch Arbeit —"

„Arbeit? Ich will ja auch arbeiten."

„Und ich helfe dir dabei."

„Du?"

Er warf einen mitleidigen Blick auf ihr schwaches, kleines Persönchen.

Sie verstand ihn.

„O, ich bin stärker als du glaubst."

„Schwätz nicht; als ob ich dich geheiratet hätte, damit du dir die Finger weiterhin mit der Nähnadel zerstichst."

„Bin ich an Besseres gewöhnt? Wenn ich d i c h nur habe —". Sie wollte ihn küssen, er bog den Kopf zurück. Aha, da kam schon die Miene der Nachsicht, das großmütige Entschuldigen seines Unglücks.

„Du sollst nicht so dummes Zeug reden," sagte er rauh.

„Kinder, die Suppe wird kalt," — Annas Mutter steckte den Kopf zur Thür herein — „kommt doch."

Die beiden folgten ihr in die Stube, wo das Mittagessen bereits angerichtet stand. Man aß und trank und bemühte sich heiter zu sein, aber es wollte nicht recht gelingen. Es war auch ein zu heftiger Schlag gewesen: zwei Tage vor der Hochzeit zum Bettler zu werden! . . . .

Später, am Abend, als die Gäste fort waren, löste Anna die Myrten aus dem Haare. Daß sie das selbst thun mußte! Nie hätte sie das gedacht. Ihr Blick blieb sinnend auf dem zierlich gewundenen Kränzlein hängen.

Waren dies wirklich die Blumen des Glückes? Der Traum aller jungen Herzen, das still vom Himmel herabgebetene Glück verschwiegener Mädchenseelen? Nein, Passionsblumen waren diese Blüten da, aus denen ihr Kranz gebunden war.

Dort in der Ecke saß der Mann, dem sie ihr junges Leben anvertraut hatte. Sein Gesicht ruhte in seinen Händen. Er kümmerte sich nicht um sie. Er liebte sie nicht mehr, seit er sich vor ihr schämte. Der Narr! Als ob ein Unglück beschämend wäre! Die junge Frau sah mit vorwurfsvollen Augen auf ihn. Ja, er liebte sie nicht mehr. Vielleicht seit er ahnte, daß sie ihm eine

Digitized by Google

Last werden konnte . . . . aber nein, so häßliche Gedanken sollten ihr fern bleiben. Sie schlich leise zu ihm und umschlang ihn.

Seine Wimpern waren feucht.

* * *

Vierzehn Tage später hatten sie ihre mit Sorgfalt und Liebe ausgewählten Möbel verkauft.

Emil Weizmann war durch den Verlust seines Vermögens in Schulden gestürzt worden. Als Kaufmann hatte er noch einen beträchtlichen Teil unbezahlter Waren auf seinem Lager. Wer hätte an der Leistungsfähigkeit des Weizmannschen Hauses gezweifelt? Es war nicht daran zu denken, daß er die Passiva berichtigen konnte. Aber soviel er zu begleichen im stande war, that er. Mochten sie ihn für den stehen bleibenden Schuldenrest einsperren oder anthun was sie wollten. Mehr als er that, konnte er nicht thun. Mit einer wahren Wollust riß er sich das Kissen unter dem Kopfe hervor, um es zu den andern Stücken zu legen, die der Auktionär holte.

Anna mietete eine große Stube, die sie mit billigen, auf dem Trödelmarkt erstandenen Hausgeräten ausstattete. Auch ihre Eltern steuerten etliches dazu bei.

Weizmann hatte die Genugthuung, nach Verkauf seines Geschäftes, sowie seiner sonstigen Habe fast ohne Schulden dazustehen.

Aber das beruhigte ihn nicht.

Er mußte vor allem wieder eine Stellung haben, um sich und seine Frau ernähren zu können.

Ja, wenn er allein gewesen wäre!

Der Gedanke verfolgte ihn.

Er ließ das freundliche Wort, das er Anna zu sagen im Begriffe war, auf seinen Lippen ersterben und legte seine Hand in die ihre, ohne sie zu drücken. Und doch war gerade sie es, um derentwillen die Menschen ihnen überall voll Teilnahme entgegenkamen. Er war ein Mann. Als solcher mußte er ein Unglück zu ertragen verstehen. Aber sie, das blutjunge Weib, das so viel Glück von der Zukunft erwartet hatte! Alle bedauerten sie. Man verschaffte Emil eine Stellung als Commis in einem großen Geschäfte. Später wollte man suchen, ihn irgendwo als Buchhalter unterzubringen.

Anna war zufrieden. Nun konnten sie ja leben. Ob man drei Stuben oder eine Stube bewohnte, war schließlich gleichgültig. Sie

Digitized by Google

suchte ihre ausgeglichene Stimmung auf ihn zu übertragen, doch vergeblich. Er blieb kalt und verschlossen. Oft sah sie ihm nach, wenn er ins Geschäft ging, seine hübsche, schlanke Gestalt aufgerichtet, den dunklen Kopf stolz getragen, mit den blitzenden Augen alle ihm Begegnenden durchbohrend, wie um zu forschen, ob sie wüßten, was er früher, und was er heute war. —

Tage konnten vergehen, ohne daß er ihr ein freundliches Gesicht zeigte, seine Hand nach der ihren suchte. Nicht selten entglitten ihm bittere Worte, die sie ruhig hinnahm, die ihr aber sehr weh thaten.

Gegen Ende des Jahres war sie Mutter eines kleinen Knaben geworden, der vergrößerte Hausstand erforderte mehr Geldmittel. Emil brütete über die Möglichkeit eines höheren Verdienstes.

Eines Tages bot ihm der gegenwärtige Besitzer des Geschäfts, dessen Inhaber früher er selbst war, eine Stellung in seinem Hause an.

„Sie kennen schon den hiesigen Kundenkreis," sagte der Kaufmann, „und können mir in mancher Beziehung nützliche Winke geben."

Weizmann stieg die Röte des Unwillens ins Gesicht. Wo er früher Herr war, sollte er jetzt den Diener machen. Aber was half sein Stolz? Mit dem höheren Gehalt, den er hier erhielt, ließ sich manches Nötige im Hausstand beschaffen. Er nahm die Stellung an.

Mit finsterem Gesicht sah man ihn in sein Geschäft wandern, dessen Firma nun einen anderen Namen trug. In seinen Zügen war ein letztes, höchstes Anspannen seiner Willenskraft zu erkennen. Etwas krankhaft Gezwungenes. Die Leute, die ihm auf der Straße begegneten, sahen ihm nach.

Eines Tages fand man ihn im Stadtwäldchen erhängt. Das letzte Opfer, das er seinem Stolz zugemutet hatte, war ihm zu schwer geworden.

* * *

Nach dem Begräbnis ging Anna zu ihren Bekannten, auch zu ihrer früheren Nählehrerin, und bat um Arbeit. Sie schien ganz ruhig und gefaßt zu sein, nur in der Art, wie sie den Leuten die Hand drückte, merkte man den Schmerz, welcher sie durchwühlte.

Sie erhielt Arbeit. Aus der großen Stube zog sie in die kleine eines Vorstadthäuschens. Viele Gärten lagen rings, und der nahe Wald sandte seine Tannendüfte herüber. Neben ihrem

Digitized by Google

Nähtisch hatte sie die Wiege stehen, aus der das frische Gesicht des kleinen Buben hervorlugte. Er war ein merkwürdig ruhiges Kind. Selten, höchst selten weinte er. Er wird nicht alt werden, durchdrang es manchmal schmerzlich die Mutter. Der Kleine gedieh indes vortrefflich. Mit drei Jahren konnte er schon ganz allerliebst plaudern. Seine tastenden Fingerchen erkannten bereits den Unterschied zwischen Seide und Wolle, und wenn Anna seidene Stoffe zu verarbeiten hatte, sammelte er sorgsam die bunten Fleckchen, die beim Zuschneiden abfielen.

Am Abend, wenn sie die Arbeit beendet hatte, nahm sie ihn oft auf den Schoß und erzählte ihm Geschichten. Dann lauschte er mit glänzenden Augen. Und immer mußte ein König darin vorkommen. Besuchte ihn ein Spielkamerad, so führte er ihn strahlend in der Stube umher und zeigte ihm eine Menge Dinge, die für den anderen nicht vorhanden waren.

„Aber siehst du denn nicht meinen Thron, da, da. Und die zwei Löwen zu beiden Seiten."

„Das, das ist ja ein Stuhl," protestierte der Toni oder Hans, oder wie er sonst heißen mochte, „und das sind ja keine Löwen, sondern die Pantoffel deiner Mutter, die da vor ihm liegen."

Emil schnalzte mit der Zunge, was in seiner Sprache soviel als: Esel, hieß.

„Ist ein Thron teuer?" fragte er einst seine Mutter.

„Ich wollt', ich könnt' unser Sofa neu aufpolstern lassen, mein Junge."

Sie träumte nicht ganz so hohe Träume wie ihr Bübchen, aber immerhin höhere, als sie verwirklichen konnte. Eine hübsch eingerichtete Stube war schon lange ihr Wunsch.

Nun, wenn es so flott mit der Arbeit weiterging, wie es begonnen hatte, konnte der ja auch einmal in Erfüllung gehen. Gegenwärtig sah es ziemlich ärmlich bei ihnen aus. An der einen Wand stand ihr Bett, daneben das des kleinen Emil, gegenüber ein altes Sofa, ein alter Tisch mit einem gehäkelten Deckchen darauf, ein Schrank, etliche Stühle und Annas Nähmaschine. Die getünchten Wände zierte eine Schwarzwälderuhr, einige Photographien, ein Kruzifix, und nicht zu vergessen: Emils Zeisig, der aus seinem Bauer die Stube mit fröhlichem Gesang erfüllte.

Eines Vormittags kehrte Anna mit einem Päckchen aus der Stadt heim. Emil stürzte sich neugierig auf dasselbe und zog eine Schiefertafel und ein Buch heraus.

Die Mutter nahm seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn. Dann ergriff sie die Schere und schnitt ihm seine langen,

Digitized by Google

hübschen, blonden Locken ab. Er machte ein höchst verdutztes Gesicht zu all diesen Vorkommnissen. Am nächsten Tag sollte er deren Ursache erfahren.

„Wasch dir schön sauber das Gesicht," sagte die Mutter, „und zieh die neuen Stiefel an. Wir gehen zum Herrn Lehrer."

Der Herr Lehrer legte gutmütig die Hand auf Emils blonden Schopf und versprach der kleinen Mutter, den Jungen besonders berücksichtigen zu wollen.

„Und nun bist du ein Schulbub," sagte sie, als sie die Treppe vom Direktionszimmer hinabstiegen, „und rauf' nicht zu viel, du sollst ein braver Mann werden."

Er war der Jüngste, Scheueste und Aermste in der Klasse, deshalb prügelten sie ihn, wo sie konnten. Er schloß blinzelnd die Augen und hielt die Hand vors Gesicht, während sie ihn mißhandelten. Sich wehren hätte er nicht gekonnt, dazu war er zu schwach und zu klein. Er hielt geduldig aus, ohne zu weinen; zu Hause erzählte er es der Mutter. Die zog ihn dann an ihre Brust.

„Es sind eben schlimme Buben, rohe Buben. Du bist ein braves Kind. Du erhältst eine bessere Erziehung wie sie. Einen Mitschüler schlagen ist abscheulich. Seine Kräfte soll man zu Besserem gebrauchen. Du bist ein kleiner Märtyrer, warte nur, bis du größer geworden bist, werden sie sich nicht mehr an dich heranwagen."

Das nächste Mal lächelte er, während sie gegen ihn losfuhren. Sie verstanden's nicht besser. Er war mehr als sie, er schlug nicht. Er trug den kleinen Kopf hoch.

„Gelt, das sind nur Straßenjungen, die mich hauen, eigentlich thut mir niemand etwas zuleide."

„Natürlich, eigentlich nicht. Die Erwachsenen haben dich alle gerne, weil du ein höfliches Kind bist, und Jedem guten Tag sagst."

„Und eigentlich sind wir gar nicht arm?"

„Eigentlich nicht, denn nur kranke und schlechte Menschen sind arm."

„Und eigentlich ist doch ein Thron herinnen, gelt?"

„Ueberall, wo gute Menschen sind, ist ein Thron."

„Aha," sagte er nickend und mit den Augen zwinkernd. „Und Löwen sind's, sie schauen nur aus wie Pantoffel." Und von Tag zu Tag verwischte sich mehr der Unterschied zwischen dem Eigentlich und Uneigentlich in seinem kleinen Gehirn.

Trotz alles rastlosen Arbeitens gelang es der Mutter nicht immer, ihn so gut zu kleiden, wie sie es gewünscht hätte. Kam doch

Digitized by Google

jeder Groschen durch die Arbeit ihrer Hände herein. Davon mußten Miete und Lebensmittel bestritten werden. In letzter Zeit trug sie auch ab und zu ihrer Mutter (der Vater war unterdessen gestorben) eine Geldkleinigkeit hin. Da ereignete es sich manchmal, daß Emil bis spät in den Sommer hinein seine Winterkleider tragen mußte, weil die vom vergangenen Jahr zu schadhaft waren und neue noch nicht gekauft werden konnten. Die Mitschüler machten sich über ihn lustig und verspotteten ihn in ihrer rücksichtslosen Knabenart. Dafür entschädigte ihn die Mutter.

In dämmerigen Feierstunden, wenn ihr Nadel und Zwirn aus den müden Händen fielen, erzählte sie ihm Märchen von großer Herrlichkeit, denen er, zu ihren Füßen kauernd, andächtig lauschte. Da kam alles darin vor, was sie als junges Mädchen in der Nähschule geträumt, was sie Goldenes erhofft hatte, bevor sie den Myrtenkranz aus den Haaren gelegt.

Sie verschwendete Millionen, streute Perlen und Goldmünzen unter die armen Leute und ließ die Lüfte von Harfen und Schalmeien erklingen. Und wenn Emil wieder einmal kam mit einem blauen Auge, oder der Frage: „Sind meine Stiefel wirklich so schlecht?" da lehnte sie sich mit zuckenden Lippen zurück, und ihre visionär gewordenen Augen ins Ferne richtend, sagte sie:

„Legionen Engel stehen hinter dir, Legionen, und harren des Augenblicks, wo Christus deine Seele schmücken wird mit ewigen Gesteinen und roten Rosen aus den Königsgärten seines Vaters. Harre nur aus, hier wohnt der Hunger, drüben die lachende Sattheit."

Und sie griff zur Bibel. Ist des Hungernden Brot nicht Gott, sein Wein nicht die Hoffnung auf Gott? Wärmende Gewänder borgt er sich von den Seligen, Vergeltung träumt er vom Schwerte des Herrn, Ueberfluß von den Festtafeln des Paradieses. Oft mußte der Traum von diesen Festtafeln den beiden die wirkliche Nahrung ersetzen. —

Je mehr der Knabe heranwuchs, desto mehr Geldmittel verlangte seine Erziehung. Und Annas Gesundheit wurde schwächer von Jahr zu Jahr. Das beständige Gebücktsitzen zog ihr ein Brustleiden zu. Lehrmädchen konnte sie nicht annehmen, weil ihre Stube zu klein war und sie ihren kargen Verdienst nicht auch noch teilen wollte. Und so arbeitete sie mit immer fieberhafterer Anstrengung, um ihren Pflichten als Mutter nachkommen zu können.

Indessen war der Tag erschienen, an dem Emil die Volksschule verließ.

Digitized by Google

Was nun? Mit seinem schneeblassen Gesichte, dem feinen vielverschweigenden Lächeln um die Lippen, den träumerischen in die Ferne spähenden Augen, seiner überaus zart entwickelten Gestalt, taugte er schlecht für ein Handwerk, das einen derben robusten Körper erforderte.

Er besaß glänzende Schulzeugnisse.

Er hatte entschiedenes Talent zum Studieren. Aber das Geld dazu? Woher sollte die arme Mutter das erschwingen? Vermochte sie ihm nicht die Mittel dazu aufzutreiben, was sollte dann aus ihm werden, aus ihm, mit seinem phantastischen Innenleben, seiner nach dem Höchsten dürstenden Knabenseele?

Sein Vater hatte sich getötet, weil er das Bewußtsein nicht ertragen konnte, Diener zu sein, wo er einst Herr war.

Würde der Knabe, verwöhnt von den zärtlichen Händen der Mutter, es vermögen, unter einem despotischen Meister Lehrbubendienste zu verrichten?

Für den Jungen gab's nur zwei Berufsarten: Künstler oder Priester mußte er werden. Ein Dichter, der Musik macht und die Seelen zum Tanzen bringt, der jedem heimlich zwei Flügel anheftet, oder ein von der Weihe Gottes berührter Priester, einer, der den Sterbenden die Stirne segnet und Kindern die Wunder des Paradieses enthüllt.

Aber Dichterlehrlinge bedürfen reicher Mütter, und Emils Mutter war arm. Auch dachte sie gar nicht an dieses schlecht bezahlte Ehrenamt am apollinischen Hofe. Hingegen stand es eines Tages hell vor ihr: wie wär's, wenn er in einer Präparandenanstalt untergebracht würde, und dann: aufs Stift, aufs Stift! Das waren die vorbereitenden Wege junger Theologen für ihren künftigen Beruf.

„Möchtest du gerne Pfarrer werden?" fragte sie ihn.

Seine Augen erglänzten. Auf einer Kanzel stehen, hoch über den anderen, als Vermittler zwischen ihnen und Gott! Aus der Bibel vorlesen dürfen, aus seinem Rausch- und Traumbuch.

„Und ob ich Pfarrer werden möchte," wiederholte er mehrmals.

Die gute Mutter lief sich die Füße wund, bis sie es endlich fertig gebracht hatte, daß man den Jungen in jene Zöglingsanstalt aufnahm. Es war nur mehr ein Platz unbesetzt gewesen, und diesen einen erhielt er.

Er trennte sich von ihr ohne Bewegung. Es schien ihm, als ob er im Begriff stünde, etwas Großes zu werden. Er betrat den Saum des Berges, auf dessen Gipfel Gott thronte.

Digitized by Google

Anna konnte ihren Thränen nicht gebieten. Immer wieder und wieder umarmte sie ihn. Sie würde ihn ja manchmal des Sonntags sehen können, sagte man ihr. Manchmal! Ein Wort des Hohnes für ein liebendes Herz.

Und dann kehrte sie zurück in ihr leer gewordenes Nest und setzte sich auf den Stuhl, den er seinen Thron genannt hatte, und lächelte mit thränengefüllten Augen.

Aber war er nun auch versorgt, so gab's deshalb doch kein Feiern für sie. Sie arbeitete noch mehr wie früher, um ihm hier und da ein kleines Geschenk, eine Uhr, ein Buch und ähnliches schicken zu können. Und in den Ferienwochen sollte er es gut haben bei ihr. Ihre Mutter war dem Vater gefolgt, und so besaß sie gar nichts mehr als ihn in der Welt. Auf sein Haupt sammelte sie die ganze Fülle ihrer Liebe.

Einmal sandte er ihr ein Bild, worauf er mit seinen Mitschülern photographiert war. Sie konnte sich gar nicht sattsehen an dem hübschen, regelmäßigen Gesichte mit den ernsten weiten Augen. Es sprach viel Selbstbewußtsein aus diesen Zügen, viel Knabendünkel. Sie vermißte etwas in ihnen, aber sie konnte sich nicht Rechenschaft geben, was.

Das erste Jahr war schnell herum. Die Ferienwochen hatte er nur zum Teil zu Haus verbracht. Die größere Hälfte war auf kleine Fußwanderungen mit Kameraden verwendet worden. Das Kämmerchen der Mutter behagte ihm nicht. Die Höflichkeit, die er ihren Kunden erzeigen sollte, brachte ihn in Verlegenheit. Und alle und alles in der einen Stube.

„Wenn du doch zwei mietetest," sagte er.

„Es geht nicht, Kind," entgegnete sie, „du ahnst nicht, welche Anstrengung es mich kostet, mir täglich einen Thaler zu verdienen. Zu mehr bring ich's nicht, und davon kann ich keine höhere Miete bestreiten."

Er erwiderte nichts darauf. Sie hatte recht. Sie konnte sich ja auch heimisch fühlen in dem Stübchen, sie allein. Aber für ihn war's zu eng. Er war an die großen Säle der Anstalt mit ihrem Barockpomp gewöhnt. An tadellos gewichste Stiefel, gut gebürstete Kleider. Hier machte die gute Mutter alles eigenhändig, das wollte er nicht leiden, und so nahm er es ihr ab und that es selbst. Und das ärgerte ihn wieder innerlich.

Als die freie Zeit vorüber war, und er wieder in den Konvent zurück mußte, spürten beide, Mutter und Sohn, zum erstenmal eine Kluft zwischen sich. Sie mit heißem Schmerz, er mit dem Gedanken, daß dies selbstverständlich hatte so kommen müssen.

Digitized by Google

Das Brustleiden der Mutter machte ihr immer mehr und mehr zu schaffen. Manchen Tag mußte sie ganz aussetzen und konnte gar nichts thun. Dann war natürlich die Armut noch gewachsen. An ein Aufpolstern des braunen Sofas dachte sie jetzt nicht mehr. Auch nicht an Ersparnisse für ihre alten Tage. Sie war zufrieden, wenn für das Morgen gesorgt war und für ihr Kind ein paar Pfennige übrigblieben. Im Sommer ging's ihr erträglicher. Aber der Winter mit seiner rauhen Luft, seinen Kohlenmiasmen in der engen Stube kostete sie viel arbeitslose Stunden. Sie besaß niemand, dem sie sich hätte von Herzen anschließen können. Bald nach ihres Mannes Tod hatten sie ein paar brave Nachbarinnen verheiraten wollen, sie aber hatte sich mit Abscheu und Entrüstung dagegen gewehrt. Da nannten die andern sie eine hochmütige Person und erkalteten in ihrem freundschaftlichen Eifer. Sie trug nichts dazu bei, ihn zu schüren. Das Unglück hatte ihr einen gewissen Adel verliehen, und sie verstand es nicht mehr wie früher, thörichtem Klatsch oder Weiberinteressen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ihr Kind war ihre Welt. Und als diese Welt ihr fortgenommen ward, wurden die Arbeit, die Not, die Sorgen ihre treuen Gesellschafterinnen; die machten ihr den Kopf warm genug.

Ein Jahr ums andere verging. Emil hatte die Präparandenanstalt mit dem Stift vertauscht und war zu einem schlanken Jüngling herangewachsen, dem die Vorübergehenden mit Wohlgefallen nachsahen. Er bemerkte es nicht, denn er schaute immer nur auf die Zinnen, auf die Gipfel, in die Wolken. Was unten sich bewegte, ging ihn nichts an. — Einmal in den Ferien lud ihn ein Freund auf das Gut seiner Eltern ein. Emil schrieb der Mutter in knappen Worten, daß er diesmal nicht kommen könnte. Sie antwortete: Ich wünsche dir Freude und Vergnügen zu deinem Aufenthalt auf dem Lande. Dabei weinte sie sich heimlich die Augen rot nach ihm. Mein Gott, zum Verwundern war es nicht, daß er das herrschaftliche Schloß mit all dem Neuen, das es für ihn bot, ihrer dürftigen Stube vorzog. Zum erstenmal in seinem Leben sollte er in der Nähe Reichtum und Vornehmheit kennen lernen. August von Strehlens Familie hatte es von jeher so gehalten, daß der eine Sohn die militärische, der andere die geistliche Laufbahn einschlug.

August war ein harmloser Junge, dem der ernste, von sich so selbstüberzeugte Emil ungeheuer imponierte. Im Lauf ihrer Studienjahre hatte sich ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen entwickelt. Weizmann war äußerlich widerstrebend der Ein-

Digitized by Google

ladung Strehlens gefolgt, innerlich hatte er sich gleich entschlossen, sie anzunehmen.

Sie legten gemeinschaftlich die Reise nach Augusts väterlichem Gute zurück. Als dieser seinen Eltern den Freund vorgestellt hatte, ließ er seine Blicke suchend durch das Gemach schweifen.

„Und Aurelie? Wo ist Aurelie?"

„Hier," antwortete eine melodische Stimme und ein junges Mädchen sprang die Gartentreppe herauf in den Salon.

Emil mußte seine ganze Geistesgegenwart aufbieten, um nicht die Fassung zu verlieren. So etwas Schönes glaubte er in seinem Leben nicht gesehen zu haben. Aus dem zartrosa angehauchten Gesichte blickten ihm ein Paar hellbrauner Augen entgegen, von einem Leuchten und einem Hochmut, der mindestens eine Fürstin in ihr hätte vermuten lassen können. Ein Kleid von feiner weißer indischer Seide umspielte in weichen Falten ihren schlanken Leib. Emils Finger bogen sich unwillkürlich, um das seidene Gewebe zu streicheln, wie er es als Kind so gern gethan hatte.

„Mein Freund Kandidat Weizmann, meine Schwester," stellte August die beiden einander vor. Sie lächelte herablassend und sagte ihm ein paar höfliche Worte. Dann begaben sie sich allesamt nach dem Garten.

Emil bemühte sich im Lauf des Nachmittags, sie in ein tieferes Gespräch zu ziehen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Während sie redete, schweiften ihre Augen zerstreut umher, und sie gab so abgerissene, zusammenhangslose Antworten, daß man sah, sie weilte mit ihren Gedanken ferne. Am Abend erschien ein junger, bildhübscher Offizier zum Essen. Emil durchzuckte ein Wehgefühl, als er die beiden miteinander sprechen sah. Doch bald hatte er sich überzeugt, daß sie dem Gast ebenso zerstreut begegnete, wie ihm selbst. War das so ihre Art? Gewann ihr nichts tieferes Interesse ab, kein Thema, welches es auch sein möchte?

Nach dem Abendbrot sang sie einige italienische Lieder mit einer kleinen hübschen Stimme, jedoch ohne jede Spur von Empfindung. Die Eltern, ein Paar prächtige, hohe, silberhaarige Gestalten, lauschten entzückt und fragten August, was er zu den musikalischen Fortschritten der Schwester sage.

„Sie hat brav gelernt," entgegnete er, zärtlich über ihren Stuhl gebeugt, „das übrige kommt wohl noch."

Emil war ihm, er wußte nicht weshalb, überaus dankbar für dieses Wort. Er, der sich sein Leben lang für mehr als seine Mitmenschen gehalten hatte, mußte sich zusammennehmen, um

Digitized by Google

diesem Mädchen gegenüber nicht in geschmacklose Gefühlsphrasen auszubrechen. Das war eine jener Menschinnen, wie sie sein junges Gehirn träumte. Voll Adel, voll Schönheit, im rosenfarbenen Gewande der Jugend (den auserlesenen Geist legte er ihr großmütig zu), voll Leidenschaft, deren Ausdruck ihre weiße Unschuld nur noch nicht gefunden hatte. Je mehr er innerlich in Bewunderung für sie entbrannte, um so kälter und zurückhaltender bemühte er sich, ihr zu begegnen. Auf all den Kreuz- und Querfahrten des Vergnügens, die junge Leute an freien Sommertagen unternehmen, bei Ausflügen, beim Gondeln, bei musikalischen Unterhaltungen, wenn er in ihrer Nähe weilte, drängte es ihn mächtig, ein Wort der Huldigung an sie zu richten, aber er bezwang sich. Anfänglich hatte sie ihn behandelt wie die andern, die zu ihren Füßen schmachteten, er war eben: auch einer. Als sie ihre Voraussetzung getäuscht glaubte, fing er an, sie zu interessieren. Sie begegnete ihm ernster und bemühte sich, ihm in seiner Tonart zu antworten.

Kurz bevor die Ferien zu Ende gingen, traf er sie einmal früh morgens im Garten. Sie sah frischer aus als die Rosen, die in der Nacht erblüht waren.

Sein Herz schlug hoch auf bei ihrem Anblick.

„Sie haben schon einen Ausflug gemacht?"

„Ja, es war sehr schön. Karo und ich liefen um die Wette."

Karo, ihr Liebling, war eine große englische Dogge.

„Ich trinke jeden Morgen in der Meierei drüben ein Glas Milch."

„Sie sind also Frühaufsteherin?"

„Ja, auf dem Lande, in der Stadt —"

„Natürlich dort," beeilte er sich zu sagen, „die vielen Gesellschaften, die alle bis spät in die Nacht hinein währen, da muß der Tag dann für die letztere eintreten."

„Ja, der Winter ist mit kurzen Unterbrechungen eigentlich nur ein großer festlich erleuchteter Abend."

„Lieben Sie die vielen Gesellschaften?"

Sie lächelte.

„Lieben Sie Handschuhe?"

„O!"

„Nun ja, es gehört nun einmal dazu."

„Aber treffen Sie denn keine Menschen dort, die Ihnen mehr als — Handschuhe wären?"

Sie schritten nebeneinander hin. Er sah erregt in ihr schönes, etwas gesenktes Gesicht.

Digitized by Google

„Was gehen mich die einzelnen Menschen an?"

Sein Herz zuckte zusammen und doch wieder freute er sich dieses Wortes.

„Sind Sie denn nicht neugierig, Individualitäten kennen zu lernen?"

„Ach nein," sagte sie gedehnt, „ich spüre keine Lust, psychologische Studien zu treiben. Ich finde überhaupt, daß sich alle Menschen sehr ähnlich sind."

Er biß sich auf die Lippen. Das klang ungeheuer alt und blasiert. Aber sie meinte es harmlos. Sie teilte die Menschen in zwei Klassen: in Hofmacher, und in Neiderinnen. Er erriet den Sinn ihrer Bemerkung. Augusts Wort fiel ihm wieder ein: das übrige kommt noch.

Ja, es mußte noch viel in diese Seele kommen, bis ihre Herrlichkeit der ihres Leibes glich.

„Deine Schwester wird wohl irgend einen Prinzen heiraten," sagte er einmal zu dem Freunde.

„Keine Idee," lachte dieser, „du verkennst sie. Das bißchen Hochmut ist nur äußerlich, innerlich ist sie ein ganz harmloses, schlichtes Geschöpf. Sie ist eben noch sehr jung und kindisch."

Vor Emils Augen wurde es golden.

Herrgott, wenn er . . . . in einigen Jahren . . . . dieses Mädchen gewinnen, die, die, die! Er wollte mit eiserner Kraft sich vorwärts arbeiten, um in absehbarer Zeit so weit zu sein, vor sie hintreten und ihre Hand begehren zu können. Gott, wenn ihm das gelänge!

Auf der Rückreise von Strehlens verweilte er einen Tag bei seiner Mutter. Sie war merkwürdig gealtert. Andere Frauen in ihren Jahren sahen noch stramm und schön aus. Frau Weizmann war ganz zusammengekrümmt, fast buckelig, ihr Gesicht voll von Runzeln und Furchen und die Augen gerötet.

„Du siehst nicht gut aus, Mutter," sagte der Sohn, sie betrachtend. Sie lächelte ein wenig, lief aber gleich in die Küche zu ihren Töpfen, in denen sie allerlei Gutes für ihn am Feuer stehen hatte. Er sah durch die Thürritze, wie sie draußen ihr Taschentuch zog und sich damit über die Augen fuhr.

Das Essen wollte ihm nicht recht schmecken, es war ihm schwer ums Herz und er ärgerte sich über etwas, wurde aber nicht klar worüber. Wie so es nur kam, daß sie trotz ihres unverdrossenen Fleißes immer noch so ärmlich dastand? War es denn gar so schwer für eine Frau, sich eine feste, lohnende Stellung im Leben zu erringen? O, er konnte ja nicht dafür, aber der Anblick

Digitized by Google

dieser trostlosen Armut verletzte ihn in die innerste Seele. Und wieder die Sentimentalität, die hier herrschte und die er so haßte! Ja freilich, wenn sie eine so weich angelegte Natur war, konnte es ihr nicht gelingen, den Kampf mit dem Leben erfolgreich aufzunehmen. So stand sein Kinderbett noch neben dem ihren, warum hatte sie es nicht schon längst verkauft? Es nahm Raum weg und erweckte unnütze Gefühle in ihr. Und als sie gar ein paar abgerissene Pantoffel aus einer Ecke hervorholte und ihm mit leisem Lachen sagte:

„Weißt du noch, das waren deine Löwen," da zog er unfreundlich die Stirne in Falten.

„Aber Mutter, wie kann man nur so kindisch sein und solchen alten Tand aufbewahren. Wirf das Zeug doch gleich ins Feuer. Auch das mit, was noch davon in deiner Seele sitzt. Siehst du, die Vergangenheit ist des Teufels. Die Betrachtung ihrer Freuden läßt uns die Gegenwart unnütz verträumen. Gottes ist die Zukunft."

„Die Zukunft," stammelte die Mutter scheu . . . . „Einst warst du ein Liebhaber von Märchen —"

„Wie du mich verkennst, ich bin so sehr ein Liebhaber von Märchen geblieben, daß mich nichts mehr abstößt, als die rohe, nackte Wirklichkeit. Allerdings, erzählen hören will ich nicht mehr die Märchen, leben will ich sie."

Digitized by Google

„Das kann man nicht."

„Freilich kann man es, wenn man Mut und Kraft dazu hat."

Noch nie war ihr die Aehnlichkeit zwischen ihrem Manne und ihrem Sohne so aufgefallen wie diesmal. Er besaß dieselbe hohe Gestalt, dasselbe schöne regelmäßige Gesicht, dieselben blitzenden harten blauen Augen, die etwas größenwahnbefangen in die Welt sahen.

Die alte schlichte Mutter suchte vergebens nach dem Ton, der das Herz ihres Sohnes traf. So wie diesmal waren sie noch nie von einander geschieden. Er schien während der Stunden, die er an ihrer Seite zugebracht hatte, wie von einer schweren unsichtbaren Last gedrückt und atmete ordentlich auf, als er ihr die Hand zum Abschied reichte. Sie ließ eine kleine Geldsumme darin zurück, die sie, Gott wußte wie schwer, zusammengespart hatte. Als er fortgegangen war, vereinigten sich die harten abgerissenen Linien seiner innerlichen Gestalt, die sie zuerst nicht recht verstehen konnte, zu einem Gesamtbilde, das sie begriff. Ja, er mochte recht gehabt haben. Er war ein Liebhaber von Märchen; wer weiß, welche stolzen Träume, welche goldenen Geheimnisse er besaß, die zu hoch waren für den schlichten Verstand der Mutter. Früher als Kind gab es das nicht. Natürlich. Damals wollte er die Märchen nur erzählen hören, nicht erleben. Nun, sie hatte alles gethan, was sie für ihn zu thun vermochte. Noch heute arbeitete sie für ihn mit ihren zerstochenen Fingern, die von der Gicht gekrümmt waren. Noch heute war er ihr Alles, ihre Sorge, ihr Stolz. Mochte er sie auch geringschätzen als armes Weib aus dem Volke.

Er indessen strebte vorwärts, vorwärts mit Aufbietung aller seiner Kräfte. Er war immer der Erste auf der Schule gewesen. Aber die Resultate seiner letztjährigen Studien glichen nicht mehr den Errungenschaften eines fleißigen Schülers, sondern denen eines hochbegabten geistigen Arbeiters. Seine Fähigkeiten, mehr noch sein Glaube an seine besondere Erwählung wirkte suggestiv auf die Kollegen. Man erblickte in ihm einen ungewöhnlichen Menschen. Seine Probepredigt war ein Meisterstück. Er hatte sich zum Thema derselben eine Stelle aus Paulus' Epistel an die Korinther gewählt:

„Denn wir sind euer Ruhm, gleichwie auch ihr unser Ruhm seid, auf des Herrn Jesu Tag."

In seiner stolzen Haltung, mit dem mächtigen bewegten Organ, der schönen gewählten Sprache eroberte er alle Zuhörer im

Digitized by Google

Sturm. Man sah in ihm einen zukünftigen Kanzelredner von Bedeutung.

„Nur eins habe ich in der Predigt vermißt," sagte beim Verlassen der Kirche ein alter Mann, „die Wärme. Es war alles sehr schön, aber kalt, kalt."

Emil genoß viel Freiheit, und sprach dann und wann bei seiner Mutter vor.

In den Ferien reiste er wieder nach Strehlen. Der Ruf, den ihm seine Predigt verschafft hatte, verbunden mit dem Gerücht, das auf Wahrheit fußte: er werde demnächst als Hilfsprediger an der Stadtpfarre der nahen Hauptstadt angestellt, gewannen ihm erhöhtes Interesse in den Augen der Familie. Fräulein von Strehlen war noch bezaubernder als im vergangenen Jahre. Emils Herz klopfte zum Zerspringen, als er ihr wieder gegenüberstand.

Ein Zug der Wahrhaftigkeit war in ihr Wesen gekommen. Etwas Hingebendes, Sanftes.

„Sie werden sich diesmal sehr wohl fühlen bei uns," sagte sie. „Es sind mehrere nette Besuche für die nächsten Wochen angekündigt. Wir haben allerlei schöne Pläne, wenn Gott und das Wetter sie verwirklichen wollen."

Die „Besuche" störten ihn. Er wollte die Zeit, ehe sie eintrafen, möglichst ausnützen, möglichst viel mit ihr zusammen sein. Hatte er ihr doch eine Antwort abzugewinnen, die keine Zeugen, auch keine allzugroße Zerstreutheit duldete. Diesmal wich er ihr nicht aus, sondern scheute sich nicht, ihre Nähe aufzusuchen. Seine Aussichten gaben ihm ein Recht dazu. August begünstigte herzlich die Annäherung des Freundes an seine Schwester. Wie alle andern, hoffte auch er viel von dessen Zukunft. Und abgesehen von dem äußerlichen Moment, Emil schien ihm gerade der Mann zu sein, das launenhafte, verhätschelte Mädchen zu einem tüchtigen Weibe zu erziehen. Emil hatte sich bereits den halb salbungsvollen, halb mystischen Ton angewöhnt, durch den manche Diener der Kirche so große Erfolge bei den Frauen erzielen. Er sprach anders als der fast krankhaft bescheidene August, und ganz anders als die jungen Herren aus Aureliens Hofstaat. Das junge Mädchen, ein wenig blasiert von den gewohnten Huldigungen, lauschte mit wachsendem Interesse dieser Beredsamkeit, welche die Sprache des hohen Liedes besaß. Emil hatte sich in seine Rolle als Auserwählter so hineingelebt, daß er längst selbst daran glaubte.

Er fand es selbstverständlich, daß die Atmosphäre um ihn eine des Ueberflusses, der Pracht, der Fülle, des Schönen werden mußte.

Digitized by Google

Sein Geist, immer von Erhabenem träumend, empfand einen ans Krankhafte grenzenden Abscheu vor jeder Art Dürftigkeit, jeder Beschränktheit, jedem Ausdruck der Armut. Er glaubte, der König in ihm strecke die Arme nach einer Königin aus, indessen war es der Mensch, der ein Weib an die Brust schließen wollte.

Unter dem Birnbaum war's, der voll von jungen Früchten im Garten stand, wo er eines Nachmittags Aurelie allein traf.

Sie trug das weiße seidene Kleid, in dem er sie zum erstenmal gesehen hatte.

Ihre gelbbraunen Augen leuchteten feucht und sehnsuchtsvoll, wie zwei müde Blumen, die nach Sonne begehrten. Ein schwermütiger Zug lag um ihre Lippen. Sie schritt mit schleppendem Gange ein Stückchen neben Emil hin. Dann blieben beide gleichzeitig stehen. Sie blickte heimlich zu ihm auf.

Der Sommertag war heiß, Käfer und Bienen summten, schläfrige Blüten vergossen träumend ihre süßesten Düfte.

Er sah in ihr Gesicht, zuerst mit flatternden Blicken, die allmählich stetiger und stetiger wurden, und sich zuletzt festklammerten in ihre goldnen Augen. Er wartete gleichsam auf ihre Seele.

Sie senkte den Kopf und versuchte langsam weiter zu gehen. Ihr Fuß zögerte, und beherrscht von dieser weichen schwälenden Stimmung, lehnte sie, einen Augenblick in süßer Bewußtlosigkeit vergehend, ihre Stirne an seine Brust.

„Braut," sagte er mit zitternder Bewegung und legte seine Hand auf ihren Scheitel. Dann schritten sie wortlos weiter.

Einige Tage darauf reiste er ab.

Er hatte „die andern" nicht abwarten wollen.

Als er von August Abschied nahm, sagte er: „Leb wohl, Freund, der du mir bald mehr sein wirst."

Augusts Augen leuchteten auf.

„Also doch," versetzte er freudig. Aurelie legte mit gesenktem Köpfchen ihre Hand in die seine. Er hielt sie einen Augenblick umpreßt, dann stürmte er davon.

Nun galt's! Für die Mutter hatte er diesmal keine Zeit. Sie konnte immerhin warten. Eine Mutter ist ja geduldig. Er hatte so viele Wege zu thun. Er vergewisserte sich an maßgebender Stelle, welche Absichten man vorläufig mit ihm hatte. Als Hilfsprediger nach St. sollte er zunächst; man vertraute ihm an, daß er ausersehen war, später an der Hofkirche in Gera zu predigen. Der Herzog liebte gute Redner.

Dort wollten sie ihn anstellen. Aber vorerst sollte er in St. sein Probejahr zubringen. Die Aussichten standen also

Digitized by Google

glänzend. Man wünschte seine Ankunft sofort in der Pfarrkirche. Er triumphierte innerlich. In letzter Stunde erinnerte er sich seiner Mutter. Er eilte zu ihr, um Abschied zu nehmen und ihr seine Ernennung mitzuteilen. Er fand sie ganz verschrumpft und gebeugt vor ihrem Nähtisch sitzend. Es war schon bitter kalt. Kein Feuer brannte im Ofen. Ihre Finger sahen bläulich und steif aus. Nachdem sie ihre Freudenthränen über seine Berufung getrocknet hatte, sagte sie seufzend:

„Emil, verzeih mir, daß ich dir gar nichts mitgeben kann. In letzter Zeit ging's so kümmerlich mit der Arbeit. Eine Menge Kunden blieb mir aus. Sie klagen, daß ich schlecht nähe. Ich sehe nämlich nicht mehr gut."

Sie sagte alles das ganz ruhig. Ihm kroch ein Schauer nach dem andern den Rücken herauf. Herr Gott, dieses Elend!

Wenn er erst seinen Gehalt beziehen würde! Sie kochte ihm eine Tasse Kaffee, den sie seit Wochen für diese feierliche Gelegenheit aufbewahrt hatte, er konnte ihn aber nicht genießen. Die Kehle war ihm zugeschnürt. Die plumpe irdene Tasse verletzte sein Auge, der schreckliche Zinnlöffel .... Er dankte herzlich. Es wurde ihm ordentlich unwohl herinnen, er erhob sich zum Fortgehen. Er habe noch so schrecklich viel zu erledigen.

„Und wann sehe ich dich wieder?" fragte die alte Frau schüchtern.

„In nicht allzu langer Zeit. Es ist ja keine weite Entfernung," entgegnete er. „Vorerst heißt's sich einleben drüben."

„Natürlich," versetzte sie, die blassen Lippen zu einem Lächeln zwingend.

„Und schone deine Gesundheit," sagte er gedankenlos, „du siehst recht angegriffen aus."

Dann drückte er seine Lippen auf ihre Hand und ging fort.

Sie blickte stumm auf die Thüre, durch die er gegangen war.

Das Herz in der Brust zitterte ihr.

Es giebt unter dem Volke Frauen mit herben Lippen, die sich selten zum Sprechen öffnen. Alles Leid verarbeitet ihre starke Seele in sich.

So eine Fürstin der spröden Zunge war auch sie.

Emil hatte sich in seine neue Stellung behaglich eingelebt. Sein Pfarrer, eine Gelehrtennatur, ganz in philologische Studien vergraben, legte bereitwilligst den größeren Teil der Sorgen und Lasten seines Seelsorgerberufs auf die Schultern des jungen Kollegen. Emil betrachtete die Ueberwucht der äußeren Geschäfte

Digitized by Google

als heilsames Mittel, um sich schnell in seine künftigen Pflichten einzugewöhnen. Seine Predigten gewannen bald Ruf.

Alles strömte in die Kirche, den neuen Redner zu hören. Er erhielt viele Einladungen und wurde mit Beweisen der Teilnahme überhäuft. Aus seinen Zügen sprach immer hellerer Triumph. Das alles war ja nur der Anfang. Seine ins Weite gerichteten Augen blickten mit hartnäckiger Erwartung auf das Predigtamt in Gera. Der Wirkungskreis hier wäre ihm zu eng gewesen. Die guten Bürger und Kaufleute bildeten ein braves Kirchenpublikum, aber Emil träumte einen andern höheren Zuhörerkreis, einen weiteren Machtbezirk für sich.

Theologen, die daneben noch gefeierte Politiker waren, schwebten ihm vor Augen.

Er bemühte sich, durch ehrgeizige Pläne das quälende Wünschen seines Herzens zu betäuben. Dieses verlangte fortwährend nach ihm, dem Mädchen mit den hellen Blumenaugen, die für ihn in Thränen erglänzt waren.

Er hatte noch kein Weib mit seinen Lippen berührt, er träumte wahnsinnige Träume von den Gluten des ersten Kusses, von der berauschenden Mystik an der Brust eines Mädchens. O, wie sollte Aurelie ihn lieben, wie wollte er sie glücklich machen. Sie war so schön, so gefeiert, so glänzend. Ihre Mutter war heute noch eine der anmutigsten Frauen, deren Sohn zu sein Ehre und Glück war. Als er seiner Sehnsucht nach Aurelien nicht mehr gebieten konnte, schrieb er an sie. Sie erbebte über diese heiße, nach exotischen Blumen duftende Sprache. Es war der erste wirkliche Liebesbrief ihres Lebens.

Da Emil immer in seiner biblischen Beredsamkeit sich geheimnisvoller Ausdrücke bediente, so glitt sie über Worte wie: meine Braut, meine Zukunft du, und ähnliche Sätze, gedankenlos hinweg. Statt den Brief den Eltern zu zeigen, verbarg sie ihn an ihrer Brust und las ihn abends vor dem Schlafengehen. Sie berauschte sich an ihm und antwortete in der gleichen pathetischen Sprache, die von glänzenden Symbolen und lyrisch-mystischen Bildern durchtränkt war. Er preßte hochaufjauchzend das duftige Papierchen an die Lippen. Sie war sein, sein, sein!

Im Frühling kam Fürst Reuß durch St. Emils Freunde erreichten es, daß der junge Prediger aufgefordert wurde, sich dem Fürsten vorzustellen. Der alte Herr fand Gefallen an der stolzen selbstbewußten Art Weizmanns. Er wurde eingeladen, drüben eine Predigt zu halten.

Digitized by Google

„Sie sind natürlich mein Gast bei Ihrem Aufenthalt in Gera," sagte gütig der Fürst beim Abschied.

Emil warf sich sofort an den Schreibtisch, um ein rednerisches Meisterwerk vorzubereiten. Er schrieb zwei Monate lang an den sechzehn Bogen seiner Predigt. Als er sie zum unzähligsten Male ins Reine gebracht hatte, empfing er einen Brief des obersten Kirchenvorstehers in Reuß. Der alte Pfarrer selbst, der sich von seinem Amt zurückzuziehen wünschte, hatte dem Fürsten wiederholt vorgeschlagen, den Hilfsprediger hierher kommen zu lassen. Emil reiste nach Gera und hielt die Predigt vor dem Publikum, von dem er geträumt hatte.

Der Fürst und seine Damen saßen, seinen Worten aufmerksam lauschend, in ihrem Betstuhl. Die Zuhörer waren geblendet von dem rednerischen Talente des Sprechers, seiner Eleganz, seinem Geist, dem hohen Schwung seiner Phantasie. Mitten im Fluß seines Vortrags durchbrach die Wolken ein weißer Sonnenstrahl. Er blieb auf der Kanzel haften wie ein leuchtender Heilandsblick, der da zu sagen schien: in aller Namen hast du gesprochen, nur nicht in — meinem.

Nach dem Gottesdienst wurde Emil zur Hoftafel befohlen. Die Fürstinnen waren aufs leutseligste mit ihm.

Später führte ihn sein älterer Amtsgenosse, dessen Stellvertreter er werden sollte, in seine künftige Wohnung. Es waren höchst behagliche Räume. Am meisten entzückte Emil der Garten am Hause, durch dessen dichtbelaubte Bäume er bereits Aureliens weißes Kleid schimmern zu sehen glaubte.

Er reiste glückberauscht nach Hause. Noch kurzer Zeit erhielt er vom Konsistorium sein Anstellungsdekret als Prediger der Hofkirche.

Von Träumen der Zukunft trunken, im Geiste bereits den Stil seiner Hauseinrichtung erwägend, nahm er sich ein Eisenbahnbillet, das geradeswegs an jene Station lautete, von der aus er in einer kleinen Stunde Strehlen erreichen konnte.

Bevor er die Hand an die Schmückung seines künftigen Heims legte, mußte er doch genau den Geschmack seiner Braut kennen lernen. Seiner Braut! Das Herz schwoll ihm vor Sehnsucht nach ihr. Nun konnte er stolz vor ihre Eltern treten!

Nun war er ihr ebenbürtig. Er konnte sie in die vornehmste Gesellschaft einführen. Die Fürstinnen würden sicher von ihrem Liebreiz entzückt sein, sie in ihren Kreis ziehen.

Digitized by Google

Mit strahlendem Gesichte verließ er das Coupee, und warf sich in den Wagen, der ihn nach Strehlen bringen sollte. Dort angekommen, ließ er sich sofort vor Aureliens Mutter führen.

Nach ein paar höflichen Redensarten und der herzlichen Beglückwünschung der alten Dame zu seiner Ernennung sagte er:

„Und nun kommt die Hauptfrage, eine, von deren Beantwortung das Glück meiner Zukunft abhängt. Auf Ihren Lippen, gnädige Frau, ruht in diesem Augenblicke mein Schicksal. Ich möchte die Hand Ihrer Tochter von Ihnen erbitten."

Frau von Strehlen entfärbte sich leicht.

„Sie — aber von dieser Absicht wurde mir ja nie ein Wort laut — —"

„Gewiß, ich wagte nicht, mit dieser Bitte vor Sie zu treten, bis meine Verhältnisse mir eine gewisse Berechtigung und Ihnen die Beruhigung —"

„Aber lieber Weizmann, haben Sie denn einige Hoffnung, daß meine Tochter —"

„Fräulein Aurelie ist einig mit mir."

„Wie?" rief die alte Dame, und ein Gefühl tiefer Kränkung prägte sich in ihren Zügen aus. Hinter dem Rücken der Mutter hätte sich ihre Tochter verlobt! War es nicht fast undenkbar, ihr Kind, mit dem sie bisher ein Herz und eine Seele gewesen? Frau von Strehlen drückte ungestüm auf die silberne Klingel.

„Ich lasse meine Tochter bitten, herabzukommen," rief sie dem Diener entgegen.

Nach einer Weile sprang Aurelie trällernd herein. Bei Emils Anblick färbte ein leises Rot ihre Wangen.

„Sie, Herr Weizmann! Welche Ueberraschung! Darf man Sie gleich beglückwünschen? Das war ja ein mächtiger Schritt zur —"

„Weißt du, weshalb Herr Weizmann hier ist?" fragte Frau von Strehlen etwas hart.

„Nein, Mama."

Ihre Augen blickten ruhig in das Gesicht der Mutter.

„Ihr seid doch heimlich verlobt," stieß diese heraus, „und der Pfarrer kam, mir seine Bräutigamsvisite zu machen."

In Aureliens Antlitz stiegen Flammen auf.

„Ich verstehe nicht," stammelte sie.

Emil war grausam genug, hartnäckig zu schweigen.

„Ich muß gestehen, ich verstehe auch nicht," sagte die alte Dame, sich jetzt stolz an den Pfarrer wendend, „hier scheint irgendwo ein Mißverständnis vorzuliegen."

Digitized by Google

Emils Augen begannen zu leuchten.

„Erinnern Sie sich des Nachmittags, Aurelie . . ."

„Ich muß bitten, diese vertrauliche Bezeichnung meiner Tochter zu unterlassen," warf die Mutter ein.

„— gnädiges Fräulein, wo Sie unter dem Birnbaum Ihr Haupt an meine Brust lehnten —"

Das junge Mädchen stieß einen Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Diese Denunziation! Es war niederträchtig! —

„— und ich meine Rechte auf Ihren Scheitel legte und: „Meine Braut!" zu Ihnen sagte? Sie lächelten unter Thränen zu mir auf. Das war die deutliche Antwort eines anständigen, eines hochanständigen Mädchens, für das ich Sie hielt . . . ."

„Sie . . . Sie sind von Sinnen," flüsterte Aurelie, ihre Selbstbeherrschung verlierend.

„Weiter," befahl Frau von Strehlen kurz, ihrer Tochter einen vernichtenden Blick zuwerfend.

„Erinnern Sie sich ferner meines Briefes, in dem ich durch viele Seiten lang zu Ihnen als zu meiner Braut sprach, und den Sie in der Tonart beantworteten, die ein anständiges, ein hochanständiges Mädchen nur ihrem Bräutigam gegenüber anklingen zu lassen pflegt?"

Frau von Strehlen drückte die Hände vor das Gesicht. Ihr Verstand drohte sie zu verlassen. War das ihre Tochter, der ein fremder Mann Unanständigkeit vorwerfen konnte?

„Haben Sie vielleicht noch etwas auszusagen gegen meine Tochter?" stieß sie unter ihren Händen hervor, „dann bitte, thun Sie es meinem Manne gegenüber, ich ertrage —" Thränen erstickten ihre Stimme, sie erhob sich und rauschte aus dem Zimmer.

Die beiden standen einander Aug in Auge gegenüber.

„Wie können Sie wagen, Sie Nichtswürdiger . . ." knirschte Aurelie mit zitternden Nüstern.

„Und was sind S i e?" Seine Augen bohrten sich wie die eines Richters in die ihren.

„Ich? Ich bin gewohnt, mit Menschen aus der Gesellschaft zu verkehren —"

„Und —"

„Sie jedoch scheinen aus irgend einem Urwald Hinterafrikas zu stammen. Ihr Brief, sowie Ihre Anwandlung von Sentimentalität unter dem Birnbaum, der ich nebenbei gesagt nicht die geringste Bedeutung beimaß, haben mich in eine — — vielleicht etwas zu weiche Stimmung versetzt, indes nur ein Unsinniger

Digitized by Google

konnte da tiefere Schlüsse ziehen .... Ich antwortete in der Sprache in der ich angeredet wurde. „Voilà tout."

„Eine Dame Ihres Charakters weiter zur Rede zu stellen, würde einer Beschimpfung meiner selbst gleichen, ich überlasse das Urteil einem Höheren."

Er verbeugte sich und schritt hinaus.

Ein Lachen tönte ihm nach, ein schrilles, häßliches Lachen, wie von einer Krähenstimme.

Ohne eines klaren Gedankens mächtig zu sein, mit fiebernden Pulsen rannte er durch die Felder, bis endlich der Zug herankam, der ihn wieder zurück nach St. brachte.

Scham, Zorn, Verzweiflung und ein brennendes Weh zerrissen seine Seele. Wie stand er auf einmal so kläglich vor sich da, er, der den Sieg über alles und alle in seinen Händen wähnte. Das krähenstimmige Lachen tönte immerfort in seinen Ohren.

Er, er, der die Krone des Ewigen auf seiner Stirne gespürt hatte, der den Königsmantel des Triumphs hinter sich herschleppte, an dessen Lippen Hunderte hingen, dessen Hände so bewußt segnen konnten, er mußte doch eigentlich unverwundbar sein.

Digitized by Google

Er, der demantharte Priester mit der Gottesaureole ums Haupt. Er, der Gesalbte, Geheiligte! Alle diese stolzen Erwägungen standen in seinem Gehirn auf, machten seine Stirne sich höher emporrecken. Aber — es war etwas vorhanden, das sie nicht übertönen konnten mit ihren rauschenden Hymnen.

Er predigte, taufte und gab die Hände Liebender zusammen. Er aß, trank, schlief, ging spazieren, aber beständig glaubte er es zu hören, jenes leise, feine Klirren, wie von etwas Zerbrochenem in sich.

Ueberall nahm er diesen Klang mit. Wie aus einem zerschlagenen Blumentopf seitlich durch eine Ritze ein Würzelchen hervorgesprießt, so fühlte er aus diesem Zerbrochenen in sich ein Pflänzchen emporkeimen, einen ausgestreckten Arm . . . . .

Die Leute erkannten den Prediger kaum wieder, wenn er mit finsterer Stirne dahinschritt, die Hände auf dem Rücken ineinander verschränkt.

In seine Stimme war ein fremder Ton gekommen, in seine Augen ein ungewohnter Ausdruck. Etwas Gewaltiges hatte sich in ihm ereignet: der Glaube an seine Selbstherrlichkeit war gestürzt. Er, der sich reicher wähnte als alle, entdeckte, daß er sehr arm geworden sei.

Er, der in allen Seelen Leibeigene zu besitzen glaubte, hatte die eine, vor die er trat und bat: sei meine Königin, mit höhnischem Lachen ihm entfliehen sehen. Das war seine große Demütigung, der Riß in seiner Ueberzeugung von sich und seiner Sieghaftigkeit.

Manchmal war ihm, als könne er überhaupt nicht mehr weiterleben. Er besaß ja diesen angeborenen Abscheu vor jeder Dürftigkeit, und erst gar einer am eigenen Ich! Wenn es ihm nicht gelungen war, diese eine Seele zu gewinnen, wie würde es ihm gelingen, die andern, die vielen, alle, nach denen seine priesterlichen Hände sich ausstreckten, für den Herrn zu erobern!

Diese plötzliche Entdeckung einer Schwäche an sich, dieser Schauer über sie, dieses aus goldenen Himmeln der Selbstüberzeugung zur Erde Gestürztsein quälte ihn bis zum Wahnsinn. Durfte er überhaupt noch Priester sein, er, der sich für einen elenden Schwächling hielt! Er, er! durfte er noch Sonntags von der Kanzel herab das versammelte Volk zur Kraft ermutigen, zum Sieg über sich und die Widerwärtigkeiten des Lebens, er, dessen Wille zu schwach gewesen war, um eine Mädchenseele zu gewinnen? Nicht die Thatsache an sich, sondern ihre Ursache erfüllte ihn mit Scham. Zum erstenmal in seinem Leben stand er,

Digitized by Google

gleichsam ein fremder Beobachter, sich selbst gegenüber und betrachtete sich. Wenn die Kraft, die er in sich wähnte, ein Trug war, mochte nicht auch sein — Glaube dasselbe sein?

Zweifel ergriffen ihn und machten ihn elend. Und plötzlich hatte er alle Fühlung mit dem Höchsten verloren. Er stand da, von sich und von Gott verlassen. In seinem Innern tauchten verzweiflungsvolle Gedanken auf, Kindergedanken voll unreifer Thorheit . . . .

Sterben. Entfliehen dem entlarvten Herrlichen in sich, der ein so schwacher Wurm war. Als ob Sterben Entfliehen wäre! Als ob man mit dem Kleide sein Selbst auszöge! In seinem dumpfen Schmerze erwog er nicht. Er erblickte in allem, was ihn früher mit Freude an des Schöpfers Künstlerhand erfüllt hatte, im eilenden Strom, in den knorrigen Bäumen des Waldes, im schönblütigen Tollkraut nur Mittel und Wege, sich seiner selbst zu entledigen.

Und in dieser todkranken, wahnsinnigen Stimmung griff er eines Tages zur Waffe. Ein Nichts, ein Zufall, der an seine Thüre pochende Finger eines Dieners schlug ihm das Mordwerkzeug aus der Hand. Er sank auf die Knie und bedeckte sein Antlitz.

Der Priester hatte die Faust gegen Gott erhoben. Todesstrafe war über die fahnenflüchtigen Soldaten vom König verhängt, was mochte Gottes Zorn ihm zubestimmen?

Er blieb stundenlang auf der Erde liegen, nicht im stande, sein Haupt zu erheben. Und da fühlte er aus dem Zerbrochenen in sich jene Pflanze, die wie ein Arm war, mächtiger und mächtiger emporbringen. Es war eine Schlingpflanze, die jemanden zu umklammern begehrte . . . . .

Und gleichzeitig regte sich etwas in ihm. Etwas leise Drängendes . . . ein Wunsch. Der Wunsch, an einer Menschenbrust seine Kläglichkeit zu verbergen.

O, daß er doch jemand hätte, jemand Wirklichen! Besaß er niemand? Eine kleine, alte, verschrumpfte Frau stieg vor seinem Geiste auf . . . . seine Mutter! Seine Mutter! Wie vergeßlich man doch sein kann!

Ja, da war noch etwas! Etwas Wirkliches, etwas Lebendiges, Sprudelndes, das . . . vielleicht, vielleicht alle die dunklen Flecken fortwaschen konnte von seiner Seele

Mutter!

Digitized by Google

Seine Lippen sogen an dem Wort, wie die Lippen eines Kranken an der Medizin, von der er sein Heil hofft . . .

* * *

Es war Sonntag. Ein stiller nebelverschleierter Herbsttag. Emil schritt rüstig aus. Die lautlose Ruhe that ihm wohl. Er wollte nicht die Eisenbahn benützen, um zu seiner Mutter zu gelangen. Lieber zu Fuß gehen. Der fünf Stunden lange Weg durch Wiesen und Felder würde beruhigend auf ihn wirken. Er fühlte sich greisenhaft müde und erschöpft, und doch wieder jung, furchtbar jung. Glich er doch einem verwundeten Kinde, das zu seiner Mutter läuft, um sich von ihr heilen zu lassen. Wie er das bedachte, stieg ein Gefühl des Glückes in ihm auf.

Er freute sich, daß er eine Mutter besaß, vielleicht zum erstenmal freute er sich dessen.

Sein Fuß schritt rüstig vorwärts. Bei jeder neuen, und ihm doch so bekannten Biegung des Weges fielen ihm tausend Begebnisse und Thatsachen seiner Kinderjahre ein. Er mußte ein schrecklich selbstsüchtiger Knabe gewesen sein. Immer hatte er nur an sich und seine zukünftige Herrlichkeit gedacht. Jetzt erinnerte er sich alles dessen genau. Er erinnerte sich auch der Throne und Kronen, von denen er geträumt, der Fürstenmäntel, die er sich aus den Kleidern der Mutter zurecht gemacht hatte. Ja, damals war er ein selbstsüchtiges Kind gewesen, und später? Ein harter Mann. Und auf einmal begann sich alle Lieblosigkeit, deren er sich gegen die Mutter schuldig gemacht hatte, wie ein schweres Gewicht auf seine Brust zu wälzen. Und auf einmal glaubte er aus den Falten und Runzeln des kleinen, verkümmerten Gesichtes alles lesen zu können — — das Golgatha einer gekreuzigten Liebe.

Das letzte Stück Weges legte er fast laufend zurück. —

Da stiegen Dächer vor ihm auf. Die Vorstadt, deren äußerste Gasse sie bewohnte. Dort, dort stand ihr Häuschen. Er eilte. Ein Mann mit einer Brille kam heraus. Jetzt glitt ein schräger blaßgoldener Sonnenstrahl über das Dach. Die Wolken zerrissen und blauer Himmel wurde sichtbar.

Emil trat durch den ärmlichen Flur in die Kammer. Ein altes Weiblein, das in einer Ecke saß, erhob sich verwundert. Neben dem Bette ein Kruzifix und zwei Kerzen .. . . Vor Emils Augen dunkelt es. Er tritt näher.

Digitized by Google

„Sie sind wohl der Sohn," flüstert die Alte, „heute nacht ist sie gestorben. Sie hat zuletzt immer nach der Thür geguckt, als erwarte sie wen."

Der junge Mann beugt sich über die stille Gestalt auf dem Lager, deren Hände ergebungsvoll auf der Brust gefaltet liegen. Und da ist's ihm, als schlüge ein eherner Hammer an die seine, daß alles Herzblut sich in einem breiten roten Strom daraus ergießt. Und er weiß, der Hammer hat die letzte Eisscholle in ihm zerbrochen. Nun kann Gottes Frühling bei ihm einziehen. Er preßt sein Gesicht an das der Toten. Er fühlt, daß sie sieht, wie er vor ihr kniet und weint . . . Sie hat sich nicht vergebens geopfert für ihn.

Digitized by Google

Der Bauernbub.

Antonie las den Brief zu Ende . . . . Die Tante war eine komische Frau. „Besuch mich doch endlich!“ Als ob Boston so ein kleiner Nachmittagsausflug wäre! Ja wohl. Ein paar Wochen Seefahrt und vorher noch eine ziemliche Strecke Eisenbahn. Und mit wem sie wohl reisen sollte? Allein? Nein, liebe Frau Tante, daraus kann nichts werden, aber vielleicht läßt sich der andere Wunsch erfüllen. „Wenn du nicht kommst, schick' mir wenigstens dein Bild. Aber du, keine Photographie, das bitte ich mir aus. Photographien hasse ich nämlich. Die Leute ziehen ihrem Gesicht ein Feiertagskleid an, wenn sie zum Photographen gehen. Und ich seh' die Menschen so gern in ihrem Arbeitskleide, wenn's auch — ein paar Flicken trägt. Also —“

Ja, an den letzteren fehlt's nicht.

Antonie trat vor den Spiegel und betrachtete melancholisch ihr Ebenbild. Verblüht! Augen, Haare, weich, müd', glanzlos, heller geworden, als ob die Zeit eine feine, ganz feine Staubschicht darauf gestreut hätte. Bah! — „Herein!“

„Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Onkel.“

„Was, du hast noch nicht gefrühstückt?“

„Wie du siehst, nein. Will's aber gleich nachholen. Bitte, setz dich.“

Der alte weißhaarige Herr mit dem freundlichen Gesicht stellte behutsam seinen Hut auf ein Ecktischchen und ließ sich in einen Schaukelstuhl fallen.

Digitized by Google

„Schönes Wetter, Toni. Was hast du da für Briefe?"

„Lauter albernes Zeug. Geschäftsempfehlungen, Adressen von Weinhändlern ꝛc. Da ein Brief von Tante Wallhausen."

„Ah, wie geht's ihr?"

„Gut sonst, bis aufs Altwerden."

„Oho, was heißt das? Leidet sie an irgend einem Gebreste?"

„Ja, an der Einsamkeit."

„Was, die Tante?"

„Ja Onkel, man kann einen Schwarm Bedienstete haben, und sich doch recht einsam fühlen."

„Ja, aber du sprachst doch vom Altwerden."

„Natürlich. Das erste Zeichen des anklopfenden Alters ist, wenn man sich einsam fühlt."

„Aber eine so gute Hausfrau —"

„Hahaha, — Onkelchen, du bist rührend. Nein, im Ernst. Siehst du, die Tante will, ich soll sie besuchen. Pst, schweig, ich weiß, was du sagen willst. Du willst mich begleiten, aber das nehme ich nicht an. Du mit deinen zweiundsechzig Jahren eine so anstrengende Seefahrt! Nein, daraus wird nichts. Allein aber hinreisen will ich nicht. Ich bin so ein hilfloses Ding — doch du kennst mich ja. Ich würde dreimal auf der Schiffbrücke stolpern, statt meines Passes eine Hotelrechnung vorzeigen, und meine Koffer mit den Musterkoffern eines Handlungsreisenden vertauschen."

„Aber liebes Kind —"

„Uebrigens hat die Tante einen Ausweg vorgeschlagen. Sie nimmt statt der lebendigen auch eine gemalte Antonie."

„Wie?"

„Gelt, das ist sonderbar?"

„Aber das verstehe ich nicht."

„Ja die Sache ist einfach, Onkel. Tante Wallhausen will, ich soll mich für sie malen lassen."

„Ei, ei, aber so ein Einfall!"

„Hab' ich auch gedacht, Onkel."

„Nun, wirst du's thun?"

Antonie zuckte die Achseln.

„Nicht gerne. Das kannst du dir denken."

„Warum?"

„Weil es etwas — spät dazu ist."

„Was? Bist du —?"

Digitized by Google

„Nein, aber —, gehen wir zu anderem über. Für dich, herzlieber Onkel, bin ich immer das „Kind" und bleibe es hoffentlich auch. Höre —"

„Thu mir den einzigen Gefallen und trinke endlich deinen Kaffee. Ich kann's nicht sehen, wie sich auf der Milch da oben eine Haut bildet."

Antonie lachte und frühstückte hurtig. Der Onkel erhob sich.

„Jetzt gehe ich wieder. Hast du etwas dagegen, wenn ich dich nach Tisch zu einer Spazierfahrt abhole?"

„Im Gegenteil. Ich bin sehr dafür. Wohin soll's gehen?"

„Ah, irgendwo hinaus, ins Grüne."

„Topp, Onkel. Um zwei Uhr findest du mich bereit."

Er trippelte fort, und sie trat zum offenen Fenster und atmete den goldenen Frühlingsduft ein, der hereinströmte. Und auf einmal dachte sie bei sich: Bist doch eine recht herzlose Person, daß du, anstatt bei deiner einzigen Verwandten zu leben, hier deine Tage verträumst. Der „Onkel" war nämlich nicht Antoniens Onkel, sondern ihr Vormund, ein langjähriger Freund ihrer Eltern, dessen Obhut sie, als sie starben, die Tochter empfahlen. Sie nannte ihn als Kind „Onkel" und behielt diese vertrauliche Bezeichnung bei. Er war ein trefflicher Freund, aber die Tante war die leibliche Schwester ihres Vaters, und besaß mehr Anrecht auf ihre Ergebenheit. Ja, wenn nur eins nicht gewesen wäre! Frau Wallhausen war die Eigentümerin eines der ersten Hotels in Boston. In ihrem Hause ging's toll her. Täglich trafen Schwärme von Reisenden ein, Kellner, Diener, Hausknechte, Zofen liefen durcheinander, Telegramme flogen aus und ein, Postboten rannten über die Treppen, alles drängte und rief nach der Hausfrau, die, obschon mit besonders scharfem Geschäftssinn begabt, doch oft beinahe den Kopf verlor. Seit ihr Mann gestorben war, (Kinder hatte sie keine) führte sie allein die Leitung des enorm großen Hauses. Warum thut sie dies? fragte sich Antonie. Warum ließ sie sich's nicht genug sein an ihren zwei, drei Millionen, sondern arbeitete, kämpfte, ärgerte sich weiter? Das war's, was das Mädchen nicht begriff und was die Tante ihrem Herzen entfremdete. Dieses Fieber, Geld zu verdienen, zu scharren, Werte auf Werte aufzuhäufen, o, sie kannte es.

Antoniens Eltern waren ganz arme Leute gewesen, Dienstboten, die sich jahrelang quälten, bis sie einige Ersparnisse zusammengerafft hatten. Mit diesen kauften sie einen kleinen Delikatessenladen. Nach vielen Entbehrungen und rastlosem Fleiße gelang es ihnen, ihn zu vergrößern. Antoniens Mutter ersann

Digitized by Google

allerlei Leckerbissen, die großen Abgang fanden. Schließlich mieteten sie mehrere Stuben zu dem Laden. Jeder Eisenbahnzug brachte Wallhausen frische Delikatessen aus allen Weltgegenden. Einige Gourmands begannen ihren Lunch bei ihm zu nehmen. Schließlich drängte sich die vornehme Welt in seinen Hinterstuben und bezahlte mit Gold die Erfindungsgabe der Frau Wallhausen, die tagaus tagein mit rotem Gesichte vor ihrem Kochherde stand, in einem Raume, der von Gaslicht erhellt war, und in den nie ein frischer Luftzug Eingang fand. An diesen Raum knüpften sich Antoniens erste Erinnerungen. Hier stand sie, sobald sie aus der Schule kam, und mußte der Mutter zusehen, um es dereinst „ebenso machen zu können". Und wenn das Kind bat, an die Luft gehen zu dürfen, um zu spielen, schalt die Mutter es leichtsinnig. Und der Vater brummte: „Deine Mutter hat in deinem Alter auch nicht mehr gespielt."

Und einmal nahm Antonie die Mutter um den Hals und sagte: „Mama, sind wir denn immer noch nicht reich genug, daß du aus dieser häßlichen Küche fortgehen dürftest?"

Da erhielt sie als Antwort eine Ohrfeige von der Mutter und der Vater sagte:

„Aber Kind, willst du verhungern?"

Und Antoniens Freundinnen kicherten und sagten: „Ihr habt Geld genug, aber deine Eltern sind geizig. Unsere Eltern haben weniger als ihr, aber sie gehen doch mit uns spazieren und führen uns im Sommer aufs Land."

Mit den Jahren verstand Antonie ihre Eltern. Es war eine Krankheit, an der sie litten: Verfolgungswahn. Sie hatten jetzt Hunderttausende, aber sie zitterten immer noch unter dem Eindrucke ihrer einstigen Not . . . . . Und schließlich wurde das Verdienen und Geldeinnehmen ihr Beruf, ihre Religion, ihr Lebenszweck.

Als Antonie zwanzig Jahr alt war und keine Ohrfeige mehr zu befürchten hatte, fragte sie einmal die Mutter, ob sie denn nicht wenigstens für eine Zeit lang sich ausrasten wollte.

Da lachte die Frau.

Die schwarze, große, rauchige Küche mit dem blitzenden, roten Kupfer an den Wänden war ihr lieber als jeder Ruheplatz der Welt.

„Wenn wir dir zu gering sind, verheirate dich doch vornehm," sagte der Vater, „du brauchst ja bloß Ja zu sagen, Freier sind genug da."

Digitized by Google

O ja, Freier waren genug da. Der dicke Bauunternehmer, der eben wieder eine halbe Million in falschen Spekulationen verloren hatte, ein adeliger Assessor mit mehr Schulden als Haare auf dem Haupt, ein reicher rotbackiger Hoteliersohn, der sich nach einer tüchtigen Hausfrau umsah.

Antonie sagte trocken: „Ich heirate nicht."

„Wie kommen wir zu so einem Kinde?" fragten die Eltern sich bekümmert. Sie faßten es nicht, daß ein normaler, gesunder, junger Geist Ekel vor ihrer Krankheit empfinden mußte.

Insgeheim tröstete sich Antonie in ihrem freudearmen Leben dadurch, daß sie sich Bücher verschaffte, die sie in ihren freien Stunden las. Oft auch recht thörichte Bücher, aber sie hatte ja niemand, der ihr raten konnte. Sie sehnte sich leidenschaftlich aus der Enge und Dürftigkeit ihrer Bildung in ein breiteres Geistesleben. Und so wurde sie älter und älter, mit dem Mißtrauen im Herzen, daß jeder Mann, der sich ihr näherte, nicht sie, sondern nur ihr Geld begehrte. Es war auch der Fall bei den Männern, die sie kennen gelernt hatte.

Eines Tages starb der Vater. Nun zwang sie förmlich die Mutter, das Geschäft aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen.

Die Mutter that's auch. Aber seltsam. War es die Sehnsucht nach ihrem Manne, oder nach dem gewohnten Leben. Zwei Monate nach dem Tode des Vaters starb auch sie.

Antonie befand sich im Besitze eines großen Vermögens und — der Freiheit. Aber sie war ein altes Mädchen geworden. Allerdings, jetzt hinderte sie nichts mehr, den Funken, der all ihr Lebtag in ihr gelegen hatte, zur Flamme anfachen zu lassen. Die weitgehendsten Bestellungen bei Buch- und Kunsthändlern wurden gemacht. Sie stürzte sich kopfüber in den Strom der Weltlitteratur. Tag und Nacht las sie. Wahllos, oft auch verständnislos. Sie schluchzte mit Heine und zerbrach sich über Schopenhauer den Kopf. Sie verging vor Sehnsucht nach etwas Hinreißendem, Großem, dem sie alle Tage einen andern Namen gab, heute Durst nach Wissen und morgen nach — Liebe.

* * *

Pünktlich stellte sich der Onkel ein. Sie fuhren weit hinaus. Vor einem kleinen Dorfwirtshaus wurde Halt gemacht. Zwischen blühendem Goldregen und Flieder setzten sie sich einander gegenüber und machten sich ihre täglichen Berichte.

Digitized by Google

Holzer hatte vor zehn Jahren seine Bandfabrik verkauft, und lebte von seinen Renten. Er war ein guter alter Mann, der seit nahezu dreißig Jahren mit Wallhausens im innigsten Verkehr stand. Antonie liebte ihn wie ihren Vater, er sie wie seine Tochter. Verständnis für ihre Natur besaß er keins. Seelen hatten ihn von jeher nicht interessiert, nur biedere, brave Leute, die sich „nicht ums Ohr hauen ließen."

„Mir ist übrigens eingefallen," sagte er, seine halbgeleerte Mokkatasse bedächtig auf den Tisch stellend, „daß du doch der Tante den Wunsch erfüllen solltest. Sie ist alt, wer weiß, wie lange sie noch lebt. Wenn sie ihre letzte Verwandte wenigstens im Bilde sehen möchte, solltest du ihr doch die Freude machen."

Antonie sah einer Lerche zu, die sich in die Lüfte aufschwang, und lächelte.

Der Onkel fuhr fort, sie zu drängen.

„Teuer wird's nicht sein, du brauchst ja nicht die ganze Gestalt, nur den Kopf malen zu lassen."

„Um den Preis handelt sich's nicht," sagte sie leichthin, „aber wo ist ein Maler, und überhaupt kommt mir eigentlich die Sache lächerlich vor."

„Hm ja, einen Maler. Ich glaube den wüßte ich dir zu nennen, wenn er — aber ich denke, er wird noch hier sein. Das wär auch einer, vor dem du dich nicht zu schämen brauchtest."

„Wieso?" fragte Antonie.

Holzer lächelte. „Es ist nämlich ein — Bauernbub. Ich kenne seine Eltern. Der Vater hat mehrere Kühe und fährt Milch in die Stadt. Die Mutter kann kein Wort Hochdeutsch reden. Wie es gekommen ist, daß der Sohn Maler wurde, weiß ich nicht. Aber Langs Neffe, — du kennst doch Lang, der die Spinnerei in der Ungergasse hat, — der Neffe hat sich für seine Braut malen lassen, die Thürmerische, die kennst du doch auch —"

„Aber ja freilich, ich kenne sie alle."

„Na ja, ich meinte ja nur. Also das Bild soll sehr gut geworden sein. Der alte Lang hat mir's neulich gezeigt, als es bei Hark war, der den Rahmen dafür herstellt. Wie gesagt, teuer —"

„Aber wer weiß, ob er Lust haben wird, mich zu malen," unterbrach Antonie den Gedankengang ihres Vormunds. „Maler lieben es, junge, schöne, oder wenigstens interessante Gesichter zu malen, doch ich —"

„Ah was," warf der Onkel hin, „einen Maler mußt du dir gerade wie einen Schuster vorstellen. Da ist der Fuß, sehen Sie ihn genau an, machen Sie mir einen gut passenden Schuh. Nach

Digitized by Google

einiger Zeit liefert er dir die Stiefel, du prüfst sie, sie gefallen dir, du bezahlst, und das Geschäft ist erledigt."

Antonie lachte. Sie hatte in Büchern gelesen, wie Päpste und Könige die Maler geehrt und gefeiert haben. Der Onkel war doch ein köstliches Original.

„Weißt du Onkelchen," sagte sie heiter, „wir können ja dem Schuster oder Bauernbub, wie du ihn schmeichelhaft betitelst, einen Besuch machen. Nachher steht es uns immer frei, einen entscheidenden Entschluß zu fassen."

„Topp," rief der Alte. „Ich erkundige mich heute wo er wohnt, dann können wir morgen hingehen."

Er wohnte ganz draußen außerhalb der Stadt, zwischen einer verfallnen Mühle und dem Armenspital. Das Haus hatte ein schiefes Dach, und sah überhaupt recht verwahrlost aus. Ein hölzernes Trepplein führte von außen zu einer Thüre, auf der „Atelier" und darunter „Ralph Brander" stand.

Antonie machte verwunderte Augen. Sie hatte sich den Aufgang zu einem Maleratelier anders vorgestellt. Sie klopften. Da aber niemand „herein" rief, drückten sie auf die Thürklinke und gingen hinein. Sie befanden sich in einem ziemlich dunklen Vorraum, den ein dicker langer Vorhang abschloß.

Antonie blieb verwirrt stehen, der Onkel aber ging resolut auf den Vorhang los und schlug ihn zur Seite. Ein heller Raum lag vor ihnen. Sie traten hinein. An den Wänden hingen zahllose Bilder, Landschaften, Köpfe, Fratzen, Tierstudien, alle von einer dicken Staubschichte überzogen. Den Boden bedeckte ein großer Teppich. Die eine Wand war fast ganz in ein mächtiges Glasfenster verwandelt. Das Gesicht diesem zugewendet, die Hände in den Hosentaschen, stand ein kleiner frecher Gassenjunge und lachte. Ihm gegenüber, hinter einer Staffelei halb verborgen, saß ein Mann, von dem Antonie nicht mehr bemerkte als einen Wald strohgelben, verwirrten Haars.

Jetzt hob er das Gesicht auf. Ein ganz von der Sonne versengtes, verbranntes, braunes Gesicht, mit einer Stumpfnase und großen, lechzenden, hungrigen, blauen Augen, — der Bauernbub!

Antonie stammelte etwas, das sie selbst nicht verstand. Der Onkel warf sich in die Brust.

„Sie sind Herr Brander? Ich habe schon von Ihnen gehört."

Der Maler starrte einen Augenblick die Beiden wie geistesabwesend an. Augenscheinlich war er so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß er den Eintritt der Besucher überhört hatte. Er sagte zu dem Jungen: du kannst dich setzen, erhob sich und führte

Digitized by Google

Antonie und ihren Begleiter zu dem Divan, der in der Ecke stand. Er selbst rückte sich ein Stühlchen herbei.

„Ich möchte Sie bitten," begann der Onkel, etwas höflicher, „daß Sie meine Mündel hier, in Oel malen."

Brander warf einen Blick auf Antonie, die bis über die Ohren errötete und zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Ist das Bild eilig?"

Holzer bejahte. „Ihre Tante in Boston —"

Antonie unterbrach ihn. „Nein, eilig ist das Bild durchaus nicht."

„Dann ist's mir recht, sonst hätte ich den Auftrag nicht annehmen können Ich möchte zuerst jenes Portrait vollenden." Dabei deutete er auf die Staffelei.

Antonie blickte hin und brach in Lachen aus.

Der Gassenjunge, die Hände in den Hosentaschen, grinste mit unverschämt frechem Ausdruck von der Leinwand herab.

Antoniens Lachen hatte die leise Verlegenheit gebrochen, die über ihnen lag.

Auch der Onkel lächelte jetzt. „Das muß ein unangenehmes Stück Arbeit sein, einen solchen Lausbuben zu malen, wie?"

„Im Gegenteil," sagte der Maler. „Es ist ein ganz famoses Modell. Hätt' ich nur immer solche Köpfe."

Der Onkel warf Antonie einen bedächtigen Blick zu. War es nicht eigentlich gewagt, mit einem Maler ein Geschäft abzuschließen, der so verrückte Ansichten hatte? Antonie sagte kurz:

„Bis wann, Herr Brander, würden Sie dann für mich Zeit haben?"

„Bis in vier Wochen ungefähr."

„Was? So lange wollen Sie an dieser Fratze malen?" rief der Onkel entrüstet.

„Werden Sie es mich wissen lassen?" fragte Antonie rasch.

Der Maler starrte ins Weite, dann sagte er zögernd: „Ich kann Ihnen ja eine Mitteilung zukommen lassen."

Antonie zog ihr Visitenkartentäschlein heraus, und reichte ihm ihre Karte mit der Adresse.

„So, nun wollen wir Herrn Brander nicht länger stören, komm, Onkel."

Holzer erhob sich schwerfällig und drohte dem Gassenjungen, der auf einem Stuhl ritt und die beiden angrinste.

„Richtig, der Kostenpunkt —" Der Alte wollte sich neuerdings an den Maler, wenden, doch Antonie schob ihn sanft hinaus.

Digitized by Google

„Auf Wiedersehen. Auf Wiedersehen."

„Sagt ich's nicht? Der richtige Bauernbub," brummte der Onkel, über das Trepplein hinabstolpernd.

* * *

Wochen vergingen.

Antonie hatte sich mehrere Kleiderstoffe kommen lassen und versuchte vor dem Spiegel, welche Farbe ihr am besten zu Gesicht stand. Dann ließ sie die Stoffe verarbeiten. So viel neue Kleider auf einmal hatte sie noch nie besessen. Welches sie wohl für die Sitzung wählen sollte? Einige Tage grübelte sie darüber nach, dann packte sie den ganzen Kleiderkram in einen Schrank und lachte über ihre plötzlich erwachte Eitelkeit.

Brander ließ nichts von sich hören.

Antonie ging ihre gewohnten Wege, vom Garten ins Haus, vom Haus in den Garten. Der alte weißhaarige Mann leistete ihr Gesellschaft und erzählte ihr wunderliche Geschichten, die sich vor vierzig Jahren in seiner Jugendzeit zugetragen hatten.

Melancholisch lächelnd hörte das Mädchen zu. Sie war eigentlich mit dieser Vergangenheit vertrauter geworden als mit der Gegenwart. Was verband sie mit dieser? Was verdankte sie ihr? Ein traurig dahinfließendes Leben, ohne inneren Gehalt, ohne Ziel, ohne Zweck. Die Menschen gingen fremd an ihr vorüber. Man hielt sie für geizig, hochmütig, wunderlich. Und sie war so gebunden von ihrem thörichten Mißtrauen, daß sie es nicht vermochte, ihnen anders als mit Kälte und Zurückhaltung zu begegnen.

Was wollte sie denn eigentlich? Keinen Händedruck und keine Schmeichelei, und kein förmliches Lächeln, etwas, das es vielleicht gar nicht auf dieser Welt gab, wenigstens nicht für sie. Es kämpfte in ihr die himmlische mit der irdischen Liebe. Sie wollte nicht geben, ohne zu empfangen. Und weil sie eben nicht schön war, wollte sie keiner um ihrer selbst willen. Aber weil sie reich war, wollten sie viele. Das Gegengebot war ein Name. Ihr zu wenig. Sie hatte eben die himmlische Liebe noch nicht kennen gelernt.

* * *

Einmal sagte der Onkel: „Richtig, was ist denn aus deinem Vorsatz, dich portraitieren zu lassen, geworden?"

Um ihre Lippen zuckte es bitter. „Ich bin ihm zu häßlich. Er hat nichts von sich hören lassen."

Digitized by Google

„Ich hab's dir ja gleich gesagt, er ist ein Bauernbub," entgegnete der Alte mürrisch. „Möglicherweise hat er das Schreiben garnicht gelernt. Ich will zu ihm gehen und ihn fragen, ob er seinen Gassenjungen fertig gekleckst und nun für anständige Leute Zeit hat."

„Wie du willst," sagte Antonie, „mir ist die Sache gleichgiltig."

Ein paar Tage später erhielt sie eine Karte mit wunderlichen Schriftzügen. Die unausgeschriebenen Worte lauteten:

„Geehrt. Fräul.! Wenn Ihnen genehm ist, könn. wir morg. drei Uhr d. Sitz. beg. Brander."

Später kam der Onkel.

„Warst du bei ihm?" fragte Antonie, ihm die Karte zeigend.

„Ja gestern. Denke dir, seinen Gassenjungen hat die Berliner Nationalgallerie angekauft. Da sieht man den Geschmack der heutigen Gesellschaft. So ein verkommenes Vagabundengesicht. Und Geld hat er dafür gekriegt, was glaubst du, wie viel?"

„Tausend Mark."

„Sechsmal so viel," fuhr der Onkel erregt fort, „paß nur auf, daß er dir nicht zu viel fordert, ich wollte den Preis von ihm erfahren, aber er wurde fast grob und sagte, den wüßte er selbst noch nicht."

Antonie biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Aber Onkel, das ist ja meine Sache. Uebrigens, warum ließ er mich denn so lange auf eine Mitteilung warten?"

„Das weiß ich nicht. Als ich bei ihm eintrat, schien er ein wenig verlegen und redete so herum, ich glaube, er hatte die ganze Geschichte wieder vergessen."

Am nächsten Tage zog Antonie das einfachste Kleid an, das sie besaß, und ging zu dem Maler.

„Bin ich so recht?" fragte sie.

Er warf einen flüchtigen Blick auf ihren Anzug. „Gewiß, warum nicht?"

Das Kleid war aus dunklem Stoffe und ließ sie durchaus nicht vorteilhaft erscheinen. Aber ihm war's gleichgiltig und ihr auch. Und so setzte sie sich auf den Armsessel gegenüber dem breiten Glasfenster, das unbarmherzig die helle Lichtflut auf ihr Gesicht goß und jeden Zug, jede Linie desselben enthüllte. Ralph heftete seine hungrigen Augen auf sie und begann zu zeichnen. Sie erschien sich wie eine Verurteilte auf den peinlichen Sessel gebannt, den suchenden, grabenden Blicken ihres Gegenüber preisgegeben.

Digitized by Google

In der ersten Sitzung wurde die Zeichnung vollendet und der Untergrund fertig gemalt. Brander arbeitete mit verblüffender Schnelligkeit. Antonie atmete auf, als sie nach einer Stunde heimgehen durfte. In sechs bis acht Sitzungen meinte er, würde er das Bild fertig bringen, aber sie müßte jeden Tag kommen, denn er wolle es nicht trocknen lassen, sondern naß in naß malen.

Sie kam wieder. Damit sie nicht so starr dasäße, redete er hie und da während des Malens einige Worte zu ihr. Er hatte eine merkwürdig naive Art zu reden. Oft vergaß er einen angefangenen Satz zu vollenden, oft war's, als spräche er zu sich selbst, so leise und undeutlich murmelte er vor sich hin und kümmerte sich garnicht, ob sie auf sein Gespräch einging oder nicht. Um ihn zu verstehen, blickte sie aufmerksam auf seine Lippen. Sie bemerkte, daß sie brennend rot waren und immer ein wenig offen standen. Sie wurde verwirrt und antwortete nicht, als er sie nach etwas fragte. Schließlich sagte er garnichts mehr, sondern arbeitete schweigend fort.

Sie sah die Büschel strohgelber Haare über die Leinwand gebeugt, auf der ihr Bild entstand. Dann und wann warf er den Kopf zurück und schleuderte seine Blicke ihr ins Gesicht. Sie empfand dies jedesmal wie einen Schlag, den ihr jemand versetzte. Es lag etwas Brutales, Verletzendes in der Art, wie er sie ansah.

Sie erschrak, als sie zum erstenmal ihr Bild genauer betrachtete. Sie mußte sich in einen Sessel niederlassen, um nicht umzusinken vor Wut und Scham. Was brauchte er das, was tief in ihrer Seele verborgen lag, zu enthüllen? Schonungslos hatte er alles ans Licht gezerrt, was sie von keinem Menschen geahnt glaubte. Die Sehnsucht der einsamkeitsmüden, umschatteten Augen, den Zug der Bitterkeit um die schmalen entsagenden Lippen, das leise Vibrieren der Nüstern, das so viel verriet ..... Es war schändlich, niederträchtig von ihm, daß er das alles wiedergegeben hatte. Es war ein Akt der Rohheit. Er sah ihr heftig bewegtes Gesicht, beugte sich über sie und fragte, was sie habe? Ob ihr das Bild mißfalle? Sie richtete ihre thränengefüllten Augen starr auf ihn. Es war eine Anklage.

Aber der Bauernbub blieb kalt. Er lächelte mit den mohnroten Lippen und fuhr sich mit der farbenbeschmutzten Hand durch das wellige Haar.

„Ich halte das Bild für gut."

Und dann schlägt er ihr wieder die Blicke ins Gesicht, verbohrt sich in den Linien und Zeichen, die da stehen, vergleicht sie mit jenen des Antlitzes auf der Leinwand und nickt zufrieden.

Digitized by Google

Sie eilt nach Hause. Ihr ist, als sei sie erniedrigt, entehrt. Es giebt einen Menschen auf Erden, der in ihrer Seele gelesen hat. Und es war das Auge der Gleichgiltigkeit, das zum erstenmal diese Schrift entzifferte. Das ist das Bittere daran.

Vielleicht lacht er im Stillen über das, was er las . . . . . Antonie haßt ihn.

* * *

„Ich habe die Lust verloren, hinzugehen," sagte sie gleichgiltig. Und der Onkel kraute sich verlegen hinterm Ohr.

„Wenn du willst, geh ich mit dir, aber hingehen solltest du doch. Was nützt dir das angefangene Bild? Bezahlen mußt du's doch. Und die Leute die schon davon hörten, werden weiß Gott was für Albernheiten denken, wenn du plötzlich wegbleibst."

„Wer hörte davon?" fragte Antonie.

„O Gott, alle. Ich hab's Saul gesagt, der mich neulich im Bierhause traf, der druckte es sofort in seinem „Tageblatt." Er bat Brander, daß er das Bild im hiesigen Kunstverein ausstelle, bevor es in deinen Besitz übergeht."

„Brander sprach mir kein Wort davon."

„Er würde dich wahrscheinlich jetzt gebeten haben."

„Nie würde ich das gestatten," sagte sie herb. „Aber du hast recht, ich will doch hingehen."

Die „Albernheiten," die die Leute denken würden, hatten nicht verfehlt, auf Antonie Eindruck zu machen. Sie zeigte ihm durch eine Zeile an, daß sie wieder kommen wolle.

Und dann schlief sie die ganze Nacht vorher nicht und kam in unbeschreiblich aufgeregtem Zustand ins Atelier. Ralph trat ihr wie immer mit gleichgiltiger Freundlichkeit entgegen. Sie hatte einige Tage ausgesetzt, dabei war ja weiter nichts.

„Sie sehen heute sehr gut aus," sagte er, in ihre thränenflimmernden Augen blickend.

Sie dachte bei sich: „Elender, nun spottest du gar," und verharrte unbeweglich. Nach und nach legte sich ihre Erregung. Die unruhigen Büschel gelber Haare auf seinem Kopfe erinnerten sie an windbewegte Aehren. Sie versenkte ihre Augen hinein. — Ob einer die einzelnen Haare zählen könnte? Millionen würden herauskommen. Mit einem Male fühlte sie sich leicht und wohl und zu tollen Beobachtungen aufgelegt.

Er hatte eigentlich doch ein rechtes Knabengesicht. Bis auf das breit ausladende energische Kinn. Und dabei war er gar-

Digitized by Google

nicht so jung. Er hatte das achtundzwanzigste Jahr bereits überschritten. Eigentlich war er garnicht so viel jünger als sie. Einige wenige Jahre. Und doch erschien sie sich ihm gegenüber, als wäre sie seine Mutter.

Plötzlich lachte er auf. Er hatte das an sich, dieses jähe, unmotivierte Lachen. Weiß Gott, was ihm dabei durch den Kopf fuhr. Die ersten Male hatte es sie beleidigt, verletzt. Lacht er mich aus? dachte sie bei sich. Und dann murmelte sie ingrimmig: Bauernbub! Heute ärgerte sie das Lachen nicht. Im Gegenteil. Sie lachte fröhlich mit. Da sah er überrascht auf.

„Es ist zu komisch," sagte Antonie.

Er nickte. Und beide dachten, jeder an etwas ganz Verschiedenes. —

Später sagte er: „Nun danke ich für heute," und erhob sich, die Pinsel in die Palette schiebend.

Da ärgerte sie sich wieder. „Bin ich denn schon eine Stunde da?"

„Sogar eine Viertelstunde darüber."

Langsam ging sie nach Hause. Diese Nacht schlief sie fest und süß wie ein Kind.

Am nächsten Tage sagte er: „In drei Sitzungen hoffe ich fertig zu sein."

Und jetzt kam er mit seinem Anliegen heraus. Ob sie etwas dagegen habe, wenn er das Bild hier ausstelle? Sie wurde wieder heftig. Natürlich, und viel habe sie dagegen. Es sei nur für eine Person bestimmt und sie wolle nicht von jedem Laffen betrachtet und kritisiert werden.

„Wie Sie wollen," sagte Ralph.

„Und Sie sind mir deshalb nicht böse?" bat sie.

Er lachte. „Böse? Keine Spur." Es sei nur so der Brauch. Ihm sei's ja schließlich gleichgiltig.

„Sie haben wohl immer viel zu thun?"

„Nicht immer. Manchmal vergehen Monate ohne einen Auftrag."

„Mit was beschäftigen Sie sich dann?"

Er errötete ein wenig.

„Dann gehe ich zu meinen Eltern hinaus."

„Ah ja," sagte Antonie und sie erinnerte sich des Berichtes ihres Onkels.

„Sie machen im Freien Studien?"

„So ähnlich," lächelte er. „Ich genieße die Sonne."

Digitized by Google

„Das sieht man," erwiderte sie heiter, auf seine verbrannte Haut anspielend. „Jedenfalls sollten Sie dies aber nicht ohne Kopfbedeckung thun."

„Ah was," knurrte er.

Einen merkwürdigen Gegensatz mit der gesunden, angebräunten Gesichtsfarbe bildeten seine schneeweißen schwächlichen Hände, die am Handgelenk nicht stärker waren, als die eines zwölfjährigen Knaben.

* * *

Der nächste Tag war ein Sonntag. Helle Glockenklänge drangen in Antoniens Stübchen. Die Sonne strahlte über dem Garten. Heitere Menschen zogen geschmückt durch die Gasse. Antonie ergriff ein lebhaftes Verlangen hinauszueilen mitten unter die lachende, schwatzende Menge. Auf einmal sah sie den Onkel durch den Garten kommen und wurde traurig. Und doch ist er der einzige Mensch, der sich meiner annimmt, rief's in ihr.

„Wollen wir spazieren gehen?" fragte er nach seinem „Guten Morgen."

„Ja, gehn wir."

Sie kleidete sich an, und dann gingen sie hinaus. Sie ging mit entschiedenen Schritten, und fast immer ein Stückchen vor ihm voraus. Ihr Kopf war etwas nach rückwärts gebogen, sodaß ihre Augen gerade in den blauen Himmel sahen. Plötzlich sagte des Onkels dünne Stimme neben ihr:

„Aber Antonie, wohin gehst du denn eigentlich? Du läufst ja."

Sie wandte das Gesicht zu ihm herab.

„Ja . . . . . "

„Siehst du, ich hab's mir gleich gedacht, du weißt gar nicht, wohin du läufst."

Sie standen einige Schritte vor dem Atelier. Heiß errötend nahm sie den Alten beim Arm und bog in eine andere Richtung ein.

„Er arbeitet nämlich nicht am Sonntag," sagte sie leise lachend, „ich weiß garnicht, an was ich gedacht habe."

„Nein, Sonntags ist er bei seinen Eltern in Blumau," entgegnete der Onkel.

„So?"

„Saul erzählte mir's neulich. Der scheint überhaupt viel mit ihm zu verkehren."

„Hält er was von ihm?"

Digitized by Google

„Und wie viel! Er meint, daß er einer der besten unter den modernen Malern sei. Wie er sich da fachmännisch ausgedrückt hat, hab' ich mir natürlich nicht gemerkt. Aber Brander soll viel Thorheiten thun."

„Welche?"

„Einmal bummelt er zu viel. Anstatt, wenn er keinen Auftrag hat, Studien zu treiben und sich weiter zu vervollkommnen, liegt er auf der faulen Haut und starrt in den Himmel."

„Ich denke, er geht dann immer zu seinen Eltern?"

„O ja, das heißt, er liegt am Felde, und wenn's ihn hungert, trinkt er den weidenden Kühen die Milch vom Euter weg und geht garnicht heim."

* * *

Am nächsten Tag, als Antonie die Atelierthür öffnete, tönte ihr lebhafter Wortwechsel entgegen. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, ob sie den Vorhang zurückschlagen, oder sich entfernen sollte.

Plötzlich hörte sie Ralphs Stimme gleichmütig sagen:

„Es ist eben aus, ich mag dich nicht mehr, ich bin deiner überdrüssig. Wozu die Scene? Geh und —"

„Kein Wort mehr, oder — — —"

Eine Frauenstimme schrie's. Ein Krach ertönte. Irgend ein Gefäß war in Scherben gegangen. An Antonie vorüber stürzte mit aufgelöstem Haar, das Gesicht von Thränen übergossen, ein wunderschönes Mädchen und eilte hinaus.

„Aglaya Branthurst" stammelte Antonie. Die gefeiertste Schönheit der Stadt, um die sich die Söhne der ersten Familien bewarben, sie hier, sie verschmäht, entlassen von ihm, dem Bauernbuben!

Sie zögerte einen Augenblick, dann wandte sie sich rasch um und eilte die Treppe hinab und davon.

Sie hätte ihm nicht ins Gesicht blicken können. In ihrem Kopfe drängten sich dumpfe Gedanken, die sie nicht gleich enträtseln konnte.

Abends machte sie einen weiten Spaziergang. Es war heute des Onkels Skatnachmittag, wo sie auf sich allein angewiesen war. Sie ging durch Felder und Wiesen, über eine Brücke, die den Fluß überspannte. Dann kamen weit ausgedehnte Waldungen. An ihrem Saume lagen mehrere Häuschen verstreut. Eins war von üppigem Wiesenland umgeben. Auf dem fetten Boden weideten

Digitized by Google

Kühe. Das Gras stand hoch. Brennende Mohnblumen lohten daraus auf schlanken Stengeln empor. Und Antonie schlich leise am Zaun entlang hin und sah auf einen Fleck. Fast verborgen von dem mächtig aufgeschossenen Grün, die Arme lässig unter den Kopf geschoben, liegt Ralph da und starrt mit den blauen, lechzenden Augen vor sich in die goldene Weite. Und seine Blicke haken sich an die Halme, an die Blumen, an all die Leben vor ihm fest und rauben ihnen das Köstlichste: das was vor ihm noch keiner gesehen hat, das Intime, verborgen Gewesene, und sie zerfasern mit grausamer Willkür ihre Seele und bilden daraus eine neue Schöpfung.

Antonie drückt die Hände an die Brust. Etwas in ihr zwingt sie, hinüber zu starren auf den lautlosen Menschen . . . . . .

* * *

Am nächsten Nachmittag saß sie ihm gegenüber.

Sie hatte nicht hinkommen wollen und war doch gekommen.

Sie fürchtete im Stillen, daß er eine Bemerkung wegen der gestrigen Scene machen würde. Denn er hatte sie gesehen, als Aglaya den Vorhang zur Seite schleuderte. Aber er sagte garnichts, sprach überhaupt kein Wort, sondern saß, den blonden Kopf tief über seine Arbeit gebeugt, gedankenverloren da.

Digitized by Google

Antoniens Augen hingen unverwandt an ihm. Wie mußte das Weib aussehen, das er liebte, wenn er die Schönste, Reinste, Beste mit erbarmungsloser Gleichgiltigkeit von sich stieß? Warum hatte er sie abgewiesen? Langweilte sie ihn? Er hatte ihr zugerufen: „Ich bin deiner überdrüssig." Man wird einer Sache nur überdrüssig, die man besaß. Antonie durchfuhr ein Schauer. In diesem Augenblick ertönte sein helles Knabenlachen. Er dachte an etwas Heiteres. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Ralph sprang auf.

„Ich danke, es ist genug für heute."

Sie erschrak.

„Bin ich schon so lange hier?"

„Nein, aber Sie sehen heute sehr unvorteilhaft aus. Ganz verändert. Ihr Gesicht ist grau. Wir wollen die Sitzung ein andermal fortsetzen."

Und dann ging er zu einem Tischchen, auf dem eine Achatschale stand, die Cigarretten enthielt. Er zündete sich eine davon an.

„Rauchen Sie?"

„Nein."

Einen Augenblick durchirrten seine Blicke ihr Gesicht, dann sprach er mit harmloser, ruhiger Stimme:

„Hat Sie das gestern so angegriffen? Er thut mir leid."

Dabei sah er unendlich gutmütig aus. Und dann nach einer Weile ihr die Hand hinstreckend:

„Es bleibt unter uns, ihrethalben."

Antonie legte ihre Hand in die seine.

„Diese Bemerkung war unnötig."

Ein paar Minuten verstrichen. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, als ob *sie* eine Schuld begangen hätte. Da sagte er auf einmal:

„Wollen Sie sich nicht setzen?"

Sie war nämlich schon lange aufgestanden und hielt ihren Hut in der Hand.

„Arbeiten Sie nicht mehr?"

„O ja, aber augenblicklich habe ich keine Lust."

Und plötzlich einen Gedanken laut aussprechend, rief er:

„Daran ist nur die elende Scheune von Atelier schuld. Ich hatte noch überall einen zweiten Ausgang gehabt."

Sie mußte unwillkürlich lachen. Dann sagte sie:

„Vergeben Sie mir, aber ich denke, solche Scenen sind doch nicht notwendig, oder mindestens nicht häufig."

Digitized by Google

Er gab keine Antwort, sondern sah zur Decke empor.

Antonie betrachtete zum erstenmal das Atelier. Bisher war sie immer so befangen gewesen und hatte nicht gewagt, sich umzusehen.

An den Wänden hingen Bilder und Skizzen, aber alle fast unkenntlich vor Staub. Der Teppich, der den Boden bedeckte, lag voll Cigarrenasche, Papierschnitzeln u. dgl. mehr. Ebenso die Tische und Konsolen, auf denen sich zum Teil recht wertvolle Kunstgegenstände befanden. Sofas und Stühle von prächtigem Samt waren ungebürstet und dienten allem möglichen Krimskrams als Aufbewahrungsort. Man sah es, hier hatte vielleicht noch niemals eine ordnungsliebende Hand gewaltet.

Ralph bemerkte das leise, erstaunende Lächeln auf Antoniens Lippen.

„Verwahrloste Junggesellenwirtschaft, was?" sagte er heiter.

„Sie wollen es jedenfalls nicht anders."

„Hahaha," lachte er. „Nicht wollen. Daran mangelt's mir nicht, aber das Können ist eine andere Sache."

„Sie können sich doch einen tüchtigen Diener mieten, nicht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil —"

Er lachte wieder und sah sie bedauernd von der Seite an, als dächte er: was bist du doch für ein einfältiges Geschöpf.

In ihr tauchte eine Ahnung des wahren Sachverhalts auf.

„Sie haben doch so große Einnahmen," warf sie leicht hin.

„O ja, aber noch größere Ausgaben."

„Wie?"

„Nicht für mich," sagte er. „Aber —"

„Was? Vergeben Sie mir übrigens. Wie komme ich dazu, mich in Ihre Verhältnisse einzumischen."

„Warum?" wendete er harmlos ein, „seit gestern betrachte ich Sie als eine Art Kamerad von mir."

„Thun Sie das wirklich?" rief sie mit hochaufklopfendem Herzen.

„Gewiß," sagte er, die Asche von seiner Cigarrette abstreifend, „Sie besitzen für mich etwas unendlich Vertrauenerweckendes, ich glaube, Ihnen könnte ich beichten wie einer Mutter. Der nämlich — aber was ist Ihnen?"

„O nichts," rief Antonie, „da in dem Rand des Hutes muß eine Nadel gesteckt haben, ich stach mich ein wenig," und dann

Digitized by Google

setzte sie mit lächelnden Lippen hinzu, „darf ich von meinem mütterlichen Rechte Gebrauch machen und —"

„Und?"

„Und mein Mädchen herschicken, damit sie einmal hier gründlich säubert?"

„Aber nein, welcher Gedanke," lachte er, „nein, das doch nicht. Ich hab's nicht gerne, wenn fremde Hände hier herumkramen. Und dann wird ja doch vielleicht alles in Bälde anders."

„Wieso?"

„In diesen Tagen wird sich's entscheiden, ob die Gallerie in Wien ein Gemälde von mir ankauft."

„Sie haben ja erst eins nach Berlin verkauft."

„Ach ja —"

„Nun? Man erzählt sich von einer schönen Summe, die Sie dafür erhielten."

„Ja, übrigens nicht ich, sondern meine Gläubiger, die ich noch von der Akademie her habe, verschiedene Leute —"

Antonie schüttelte den Kopf.

„Und was werden Sie thun, wenn Ihr Bild angekauft wird?"

„Mir ein neues Atelier bauen. Ganz schlicht, ohne Prunk, aber — bequem."

Antonie setzte ihren Hut rasch auf.

„Nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten."

„Noch zwei Sitzungen," sagte er, ihr die Thüre öffnend.

Als sie nach Hause kam, legte sie einen Chek auf ein bekanntes Bankhaus in ein Couvert und sandte es an Ralph. Die Anweisung lautete auf die Summe, die er für seinen „Straßenjungen" erhalten hatte. Um den Preis ihres Bildes hatte sie ihn gar nicht gefragt.

* * *

Als sie das nächste Mal durch den wohlbekannten Hof zu dem hölzernen Trepplein hinaufgehen wollte, stürzte ihr aus dem Schatten des Baumes, wo sie sich verborgen hatte, eine weibliche Gestalt entgegen. Es war Aglaya.

„Fräulein," stammelte die Hocherregte, „da Sie doch fast alles wissen, so mögen Sie auch das Letzte erfahren: er weigert sich, Briefe, die ich ihm durch die Post sandte, anzunehmen. Hier ist ein Brief, dessen Adresse eine fremde Hand schrieb. Erbarmen Sie sich und legen Sie das Papier, unbemerkt von ihm, irgendwo hin, wo er es findet. Ich töte mich, wenn er nicht — —"

Digitized by Google

Oben hörte man das Knarren einer Thüre, das junge Mädchen stürzte aus dem Hofe. Antonie stand, vom Scheitel bis zu den Füßen zitternd, da, das kleine Papier in der Hand verbergend.

„Du armes, armes Kind," rief's in ihr, und dann überkam sie eine hohe festliche Stimmung, und sie sagte zu sich: „Ich will dich glücklich machen, du schönes Mädchen, er soll dich wieder lieb haben."

So ging sie die Treppe hinauf. Aber plötzlich fiel ihr ein, war sie denn wahnsinnig? Was vermochte sie über den Mann da drinnen? Einen Augenblick hatte es ihr geschienen, als gehöre er ihr, als hätte sie ein Recht auf ihn. Schwindelnd öffnete sie die Thüre. Da stand er vor ihr. Seine Augenbrauen waren zusammengewulstet, sonst schien sein Gesicht ruhig zu sein. Aber für sie hatte es in diesem Moment etwas Schreckliches, das ihr Angst einjagte.

„Geben Sie den Brief her, damit ich ihn ihr nachwerfe," sagte er, die Hand nach dem Gewünschten ausstreckend.

Antonie entgegnete ruhig: „Ich habe keinen Brief."

„Doch," sagte er ebenso ruhig, „Sie besitzen ihn, ich habe die ganze Scene beobachtet."

„Dann haben Sie falsch beobachtet."

Seine Pupillen verkleinerten sich, so daß seine Augen etwas Tierhaftes erhielten, er griff nach Antoniens Hand, in der sie den Brief hielt, und bohrte seine Finger zwischen die ihren. Sie ließ nicht nach. Aber dann ließ sie doch nach, denn er hatte ihr die Hand fast zerquetscht, er, mit seinen weißen, schwächlichen Knabenhänden, daß sie vor Schmerz taumelte und sich im Vorraum auf ein Bänkchen niederfallen ließ. Er zerriß das Papier in viele Fetzen, dann trat er zu ihr.

„Entschuldigen Sie, aber mit — Kameraden macht man nicht viel Umstände, nicht wahr? Bitte, kommen Sie doch herein."

„Nein," stotterte sie, „bitte, besorgen Sie mir einen Wagen, die Hand —"

Sie konnte nicht weiterreden, das Herz schlug ihr bis zum Hals hinauf vor Schmerz. Da warf er den Vorhang auf die Seite, daß von drinnen das Licht herausdrang und kauerte sich neben sie auf den Boden, nahm ihre Hand in die seine, berührte sie leise mit seinen Lippen, und wickelte sein Taschentuch um die verletzten Finger. Und wie sie ihn so bemüht vor sich knieen sah, mußte sie lächeln und beugte sich nieder, daß sein blondes Haar ihr Gesicht streifte, und sagte:

„Es ist gut, gehen wir hinein."

Digitized by Google

Er geleitete sie hinein. Aber sie arbeiteten nicht lange. Beide hatten keine rechte Lust dazu. Und er meinte:

„Nun müssen wir um eine Sitzung mehr haben, weil wir das letzte Mal und heute so wenig gearbeitet haben. Sie sind wohl schon des Herkommens müde. Nun wird's aber gewiß mit zwei Sitzungen fertig."

Dann kam sie wieder einmal (einige Tage hatte sie ausgesetzt wegen der verletzten Hand), und fand seine Thüre versperrt. Wo war er? Auf einem Täfelchen stand: Verreist. Wohin? dachte sie. Aber sie war ganz ruhig. Wiederkommen mußte er, denn sie wußte, daß er ihr das Bild abliefern würde. Eines Morgens, etwa nach vierzehn Tagen, erhielt sie eine Karte von ihm, worin er sie um Entschuldigung bat, daß er eines dringenden Geschäfts halber so plötzlich verreist war. Heimgekehrt, bitte er nun, daß sie ihm wieder sitze.

Sie ging hin und fand sein Gesicht, wie von innerm Sonnenschein strahlend. — Die Verletzung ihrer Hand schien er vergessen zu haben, denn er fragte nicht, warum sie den einen Finger noch umwickelt trug. Er war überhaupt sehr schweigsam, wie von etwas ganz Fernem ergriffen. Seine schlanken Hände, in denen sich so viel brutale Kraft verbarg, fuhren alle Augenblicke durch den gelben Haarwald. Nach einer Stunde sagte er zu Antonie:

„Also das nächste Mal ist das letzte Mal."

Sie nickte. Dann konnte sie die ganze Nacht keine Ruhe und keinen Schlummer finden. Und als der Morgen kam, kämmte sie sich fast eine Stunde lang; denn sie wollte recht glatt und würdig erscheinen, und ihr Haar war auf einmal unbändig geworden, und strebte in die Höhe, und fing an sich eigensinnig zu ringeln. Und dann ging sie zum letzten Mal durch den Hof mit der großen einsamen Platane. Aber warum war die Atelierthüre nur angelehnt? Verwundert öffnete sie sie. Da tönten Stimmen heraus. Eine ganz junge, zwitschernde, und eine leise bewegte. Der Vorhang ist nicht ganz zusammengeschoben. Man sieht hinein. Auf dem Sofa sitzt ein Kind, ein ganz junges Dirnlein von höchstens sechzehn Jahren, — so ein Stückchen Vorfrühling — mit großen erstaunten unschuldigen Augen, und sieht auf all die verstaubten Bilder um sich, und deutet mit dem kleinen glatten Zeigefinger auf die, welche ihr besonders gefallen. Und neben ihr sitzt Ralph, den Arm um ihre noch unentwickelten Schultern geschlungen, und sieht mit vollen liebewarmen Augen in ihr Gesichtchen. Und seine blonden Haare berühren ihre flachsfarbenen Löckchen, und er drückt die Lippen auf den schwellenden Kindermund.

Digitized by Google

Schwalben schießen am Fenster vorüber, und ein Sonnenstrahl ruht auf den beiden. Sie haben alles vergessen, selbst die Thüre zu schließen . . . . . Antonie zieht sich leise, ganz leise zurück.

* * *

Sie ging nicht gleich nach Hause. Sie ging durch Gassen und Gäßchen, las Maueranschläge, reichte einigen bettelnden Kindern ein Almosen und setzte sich endlich in irgend einem dem Publikum geöffneten Park nieder. Und da legte sie den Kopf auf die Lehne der Bank und schloß die Augen. Es war ihr sonst ganz gut zu Mute, nur in der linken Seite der Brust spürte sie etwas Steinernes, Hartes, das sie unbarmherzig drückte, und von dem sie sich gar keine Vorstellung machen konnte. Wenn ein Leichnam sich selbst fühlen könnte, müßte er ähnliches spüren, dachte sie. Und dann legte sie die Hand auf die Stelle, wo es ihr weh that, und fühlte ein leises, zitterndes Klopfen. Da fiel ihr ein: ah, das ist ja mein Herz.

Später kamen Spaziergänger und sahen sie erstaunt an, wie sie, die Hand an die Brust gedrückt, dasaß. Da erhob sie sich und ging nach Hause. Die Sonne wollte an diesem Tag garnicht untergehen. Und auch dann wurde es nicht finster, denn der Vollmond stieg herauf und schuf einen neuen Tag.

Antonie legte sich zwar nieder, aber sie hatte ihr Fenster geöffnet, und da brach es licht- und sommerduftschwanger in ihr Zimmer und berauschte ihre Seele und ließ sie nicht einschlafen. Sie kreuzte die Arme über der wunden, kranken Brust und konnte sich vor Erstaunen und Glück und Elend garnicht fassen.

Am heutigen Tage, unter Schmerzen geboren war ihre Liebe. Der Dolchstoß, der ihr Herz traf, hatte ihr zugleich Klarheit über sich selbst gegeben.

Sie liebte Ralph. Sie liebte ihn, wie nur ein reifes Weib lieben kann, mit der himmlischen Liebe, die giebt, ohne empfangen zu wollen. Den Kopf in das Kissen drückend, lächelte sie, indes Thräne auf Thräne ihre Wangen niedertropfte. Und dann entschlief sie, wie ein Sterbender, der hofft in Gott zu erwachen. Sie meinte wirklich, diese Nacht nicht zu überleben.

Aber als der Morgen hereinleuchtete, schlug sie die Augen auf und da kam die Verzweiflung der Ratlosigkeit über sie. Sollte sie sich töten? Das wußte sie gewiß: ohne ihn leben konnte sie nicht mehr. Welche Tage würden es sein, an denen sie atmete,

Digitized by Google

ohne sein blondes Haupt mit ihren Augen liebkosen zu dürfen! Sein närrisches, unergründliches Lachen zu hören, die ganze Atmosphäre einzusaugen, die von ihm ausging, wie von einem Stück urtümlicher Erde.

Antonie erhob sich ungestüm von ihrem Lager und trat vor den Spiegel. O wie sie sich haßte! Warum war sie nicht schön, nicht verlockend? Aber was galt ihm Schönheit? Aglaya besaß den Reiz einer Venus und doch verstieß er sie. Und die Seele des liebenden Weibes ahnte, was er begehrte: Natur wollte er, ungeschminkte, ungekünstelte, einfache Natur. Jugend mit dem frischen Flaum der naiven Sinnlichkeit um die roten Lippen, der lieblichen Wildheit des ungezähmten, ungezügelten, sich selbst unklaren Verlangens.

Antonie seufzte. Wie, und sie sollte er jemals lieben können? Sie, das alte, abgeblaßte, in trauriger Einsamkeit verwelkte Mädchen? Sie, zu der er Vertrauen wie zu seiner Mutter empfand? Wenn er sie aber nicht mochte, dann mußte sie sterben. Sie mußte es. Die Thränen brachen stromweise aus ihren Augen, wenn sie der Zeit gedachte, da sie nicht mehr in seiner Nähe weilen durfte. Nein, die Zeit sollte, konnte es für sie nicht mehr geben auf Erden. Aber besaß sie denn garnichts, durch das sie ihn an sich fesseln konnte? Da zuckte sie auf. Ein Gedanke hatte sie durchblitzt. Großer Gott! Sie errötete bis zu den Haarwurzeln. Ihre Lippen preßten sich krampfhaft zusammen. Und warum nicht? fragte sie sich mit glänzenden Augen. Aber dann fiel es ihr centnerschwer aufs Herz. O Gott, hätte sie doch einen Menschen auf Erden, den sie um Rat, um Hilfe anflehen könnte! Der Onkel? der würde sie ja niemals, niemals verstehen. Nein, sie stand allein. Allein mußte sie ihren Kampf auskämpfen, ohne andern Rat, als den ihres Herzens.

Im Fieber betrat sie sein Atelier.

„Waren Sie gestern hier?" fragte er.

„Ja," entgegnete sie, „aber ich ging wieder, denn Sie hatten Besuch."

Er erwiderte garnichts, sondern stierte zu Boden.

Nach einer Weile sagte Antonie: „Ist sie Ihre Braut?"

Er lachte leise. „Nein."

Später begann er zu malen. Er malte fast anderthalb Stunden. Dann meinte er: „Nun ist das Bild so weit gediehen, daß ich es ohne Ihre Anwesenheit vollenden kann."

„Also fertig," sprach sie tonlos.

Digitized by Google

Er nickte. „Wollen Sie eine Cigarrette? Ah richtig, Sie rauchen ja nicht.“

Sie erhob sich und langte nach ihren Handschuhen. Die Knöpfe wollten nicht zugehen. Plötzlich sagte sie: „Nun, was ist aus dem Ankauf Ihres Bildes geworden?“

„Sie mögen es nicht; zuerst lobten es die Zeitungen in allen Tonarten, hinterher hat aber die Kommission gefunden, daß es doch kein „Galleriestück“ wäre. Mir auch recht.“

„Also wird nichts aus dem Umbau des Ateliers?“

„Vor der Hand kaum,“ versetzte er, ein klein wenig seufzend.

Was hat er mit der Summe gethan, die ich ihm jüngst anwies? dachte sie bei sich.

„Ich war neulich in England,“ begann er, „da hab ich gesehen, was ein Atelier ist. Diese Pracht und Verschwendung und dabei der gute Geschmack nicht verletzt, es ist —“

„Wann waren Sie in England?“ unterbrach sie ihn.

„Vor vierzehn Tagen.“

Ah, jetzt ahnt sie, was er mit dem Gelde gethan hat. Verworfen wie Spreu, für allerlei Thorheiten, für —. Eine Blutwelle steigt ihr in die Wangen.

„Ich hörte jüngsthin, in London fände eine Auktion echter Gobelins statt, warum haben Sie keine davon erstanden, sie sind doch der vornehmste Schmuck größerer Räume.“

„Aber sehr kostspielig,“ wirft er hin.

Sie zuckt die Schultern. „So etwas erhält man nicht alle Tage. Ich glaube übrigens, die Auktion ist noch nicht beendet. Wie schön würden sich diese Wände ausnehmen, bekleidet mit Gobelins aus dem siebzehnten Jahrhundert nach Zeichnungen von de Crayer.“

Sie wendet sich bei ihren Worten langsam im Kreise herum und betrachtet die Wände.

Er stutzt ein wenig, dann lächelt er: „O ja, aber da müßten auch die Möbel dazu stimmen.“

„Der Duca de Rovigno verkauft das Inventar seines Palazzo am Corso in Rom. Es sollen Möbelstücke von wunderbarer Arbeit dabei sein, ganz im edelsten Renaissancestil.“

Ralph nickt. „Glaub ich, aber dann müßte ich ein neues Atelier bauen.

„Warum nicht?“ sagt sie ruhig. „Gewiß müßten Sie das. Ich an Ihrer Stelle würde mir zum Vorbild Makarts Atelier nehmen. Es stand in einem alten prächtigen Garten; es giebt hier ähnliche Grundstücke zu verkaufen.“

Digitized by Google

Ralph folgt mit glänzenden Augen ihren phantastischen Vorschlägen. „Ja, das wäre allerdings schön, aber dazu gehört — Reichtum."

„Bah," sagt sie geringschätzig, „ein Künstler wie Sie, kann sich doch alles, was er für wünschenswert hält, erringen."

„O ja, aber spät," setzt er nachdenklich hinzu.

Da sagt sie plötzlich, den eben angezogenen Handschuh wieder von der Hand streifend: „Warum heiraten Sie kein reiches Mädchen?"

Er lacht. „Weil ich keins kenne. Alle die, die ich bisher gern hatte, waren arm, ärmer als ich."

„Das pflegt so in der Welt zu sein," nickte sie. „Die Häßlichen sind reich, die Schönen arm. Gott gab zum Glücke jedem etwas. Die Häßlichen sind um der Schönen willen da, damit diese sich ihrer bedienen. Dann werden die Häßlichen auch schön, vor — Glück." Antoniens Augen stehen voll Thränen. „Aber die Auktion sollten Sie nicht vorübergehen lassen. Es thäte mir leid —"

Und plötzlich tritt sie näher an Ralph, faßt seine beiden Hände und ihr brennendes, vor innerer Bewegung verschöntes Antlitz zu ihm emporrichtend, sagt sie mit zitternder, weicher Stimme:

Digitized by Google

„Herr Brander, darf ich Ihnen mein Vermögen zur Verfügung stellen, oder" — ihre Stimme stockt und geht in Thränen unter — „wollen Sie Herr desselben werden, indem Sie — mir Ihren Namen geben? Ich — ich glaube Sie zu kennen und werde nie Ihre Künstlerfreiheit beeinträchtigen. Sie verstehen mich, — ich bin nicht geschmacklos, was Sie mir freiwillig an Neigung entgegenbringen, nehme ich dankbar an, beanspruchen werde ich sie nie."

Der Bauernbub steht wortlos da. Er fährt sich durch die Haare und empfindet unendliches Mitleid mit ihr. Dann streckt er ihr die Hände entgegen und sagt leise, mit gütigen Augen:

„Es sei, Kameradin!"

Einen Augenblick ruhten ihre Hände ineinander, dann geht sie. Sie weint nicht mehr, sie ist weiß im Gesichte, ihre Augen leuchten. Sie wandelt in der großen himmlischen Liebe, die da giebt, ohne empfangen zu wollen. — Sie hat sich das Recht erkauft, sein blondes Haupt sehen zu dürfen, seine Wünsche zu erraten, für ihn sorgen zu dürfen. Sie wird bescheiden dann und wann in einer Ecke seines Ateliers sitzen und ihm zusehen, wenn er arbeitet. Und sie wird die Kraft finden, ihr Herz zum Schweigen zu bringen, wenn er hinauseilt und mit einem Arm voll warmen, jungen Lebens wiederkehrt, an dem er seine lechzenden, dürstenden Künstleraugen erquickt.

Sie wird leiden im Glücke und glücklich sein im Leid.

Digitized by Google

Ein Irrtum.

Am Abend ihres Hochzeitstages — sie waren vormittags getraut worden — nahm der Professor die Hände seiner jungen Frau in die seinen und sagte: „Und nicht wahr, Bianka, eins versprichst du mir: ein Uebelnehmen zwischen uns giebt es nicht. Sieh, ich bin ein vergeßlicher, in sich versunkener Mensch. Da kann's vorkommen, daß ich das Haus verlasse, ohne dir einen Morgenkuß gegeben zu haben, oder daß ich abends schlafen gehe, ohne meinem Weibchen gute Nacht zu wünschen. Für solche und ähnliche Versäumnisse bitte ich also im voraus um gnädige Nachsicht."

Bianka Eisacker lächelte und schlang die Arme um den Hals ihres Gatten. „Wir werden uns schon vertragen, ich bin dir ja so gut..."

Seine Augen leuchteten. Er machte eine Bewegung, als ob er vor ihr hinknieen wollte, ermannte sich aber, und reckte seine lange, hagere Gestalt auf.

„Meine kleine, liebe Frau!"

Später spazierten sie Arm in Arm durch alle Zimmer ihrer hübsch eingerichteten Wohnung, besprachen allerlei für die Zukunft und setzten sich in den Garten, der das kleine Häuschen buschig umgab.

Eine Nachtigall begann ihre pathetischen Weisen anzustimmen, und der Mond stieg hinter den Gärten empor. Bianka lag weit auf der Bank zurückgelehnt und sah in den silberglänzenden Nachthimmel.

Plötzlich sagte der Professor: „Frierst du auch nicht, mein Kind?"

Sie seufzte tief auf und schüttelte den Kopf.

Er sah ihr forschend ins Gesicht und nahm ihre Hand. Sie lag eiskalt, wie ein kleiner, toter Vogel in der seinen.

Digitized by Google

Dann gingen sie langsam durch den Garten hinauf. Ihre beiden Schatten schwebten ihnen voraus. Ein langer, schmaler und ein kleinerer, der einer höchst anmutigen Frauengestalt anzugehören schien.

Sie war sehr schön, er aber war es nicht.

* * *

Oben auf dem eisernen Turm des Observatoriums war eigentlich sein Heim. Dort hatte er jahrelang gehaust in hellen und stürmischen Tagen, die Augen in die Tiefen des Firmaments versenkt, hinter mächtigen Instrumenten verschanzt, die ihm die Wunder der Sternenwelt näher bringen sollten. Dort strebend und forschend, hatte er der Wissenschaft manchen großen, unschätzbaren Dienst erwiesen, manchen neuen Ausblick eröffnet. Aber er war so überaus bescheiden, ja zurückhaltend in der Geltendmachung seines reichen Wissens. Fast gewaltsam mußte man ihm die Blätter entreißen, auf die er die Ergebnisse seiner Entdeckungen aufgezeichnet hatte. Seine Vorlesungen wurden nicht sehr zahlreich besucht.

Er war zu wenig schönthuerisch nach außen hin und angelte weder nach Ruhm noch nach Anerkennung. Und wenn er nach zwanzigjährigem Dozententum endlich ordentlicher Professor wurde, geschah das nicht etwa infolge *seiner* Bestrebungen, sondern weil die Klugheit und Gerechtigkeit gebot, dem Manne, der sich so hohe Verdienste erworben, auch öffentlich ein Zeichen der Wertschätzung zu geben. Er hatte über seinen Beruf gänzlich sich selbst vergessen. Als gutherziger Mensch, der er war, gehorchte er hie und da freundschaftlichen Einladungen und besuchte Gesellschaften. Aber welch seltsame Figur spielte er dann. Einsilbig, mit ganz geistesabwesendem Ausdruck saß er mitten unter den schwätzenden, lärmenden Menschen, überhörte Fragen, die an ihn gerichtet wurden, und blieb oftmals mitten im Gespräche stecken, um Gedanken nachzuhängen, die mit der Lösung irgend eines wissenschaftlichen Problems, das ihn gerade beschäftigte, zusammenhingen.

Als er Ordinarius geworden war und mithin zu den begehrenswerten „Partien" zählte, verdoppelten sich die gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten, die man ihm erwies.

Mit geduldigem Lächeln zog er seinen alten, längst schäbig gewordenen Bratenrock an und gehorchte dann und wann einer

Digitized by Google

besonders drängenden Einladung. Die Kollegen ermunterten ihn, doch etwas forscher zu sein, ihre Frauen machten ihm den Hof und versicherten ihm, so einsam wie bisher dürfe er nicht mehr bleiben. Er sei es seinem Stande schuldig, der Welt zu zeigen, daß auch Professoren heiter und liebenswürdig sein können und nicht immer die blassen Mustermenschen sind, als die sie gemeinhin gelten. Der gute Eisacker lächelte — ein halb verschämtes, halb geschmeicheltes Kinderlächeln.

Zu Hause dachte er: „Bin ich denn wirklich so ein Teufelskerl, um den man sich Mühe giebt?" und sah in den Spiegel.

Und da sah er einen langen, hageren Menschen mit eckigen Schultern, bläßlicher Farbe und tief eingegrabenen Furchen im Gesicht. Und er schüttelte den Kopf.

Einige Monate später legte sich abends, als er wieder in einer Gesellschaft statierte, eine warme, kleine Hand auf seinen Arm.

„Herr Professor, wo sind Sie wieder? Kaum auf der Erde, sicherlich aber nicht hier in diesem Salon."

Er sah betroffen auf und in ein Paar großer, brauner Augen hinein, die sich innig in die seinen versenkten.

„O gnädige Frau, verzeihen Sie, fragten Sie mich etwas?"

„Aber, Herr Professor," das junge Ding kicherte errötend, „ich bin doch gar keine Frau."

„O pardon —"

„Kennen Sie mich denn nicht mehr? Wir haben uns doch vorigen Winter mehrmals bei Schmidts getroffen."

„Ah, ah," der gute Professor fuhr sich über die Stirn, „jetzt erinnere ich mich. Fräulein Müller mit i."

„Ja, mit i und ohne ü." Sie lachte, und er bemühte sich krampfhaft, liebenswürdig und gesprächig zu sein.

Sie war die Nichte eines Kollegen, eine Waise, die der Onkel manchmal für ein paar Wochen zu sich lud. Sie lebte in ärmlichen Verhältnissen draußen auf dem Lande bei Verwandten. Und wie der Gelehrte sich anstrengte, das junge Mädchen zu unterhalten, entdeckte er, daß ihm dies noch nie so gut gelungen war. Bei jedem Wort, was er sprach, lachte sie, sah ihn freundlich an und kam seiner Unbehilflichkeit schnell zu Hilfe. Sie trafen sich bald wieder in einem andern Hause. Bianka störte ihn abermals in einer Ecke auf, wo er sich niedergelassen hatte, um zu grübeln.

Diesmal war er schneller gefaßt, ja beinahe freudig überrascht, als er den schönen Mädchenkopf schelmisch vor sich sah.

Digitized by Google

Sie begann ein Gespräch über Astronomie, erbat sich Belehrung von ihm und gestand, keine Wissenschaft der Erde fände sie so interessant, wie die seine.

Er wurde ganz warm und sah sie gerührt an. Zum Schlusse bat sie, ihm auf seinem Turm einen Besuch machen zu dürfen, sie möchte so gern einmal einen Blick in die Geheimnisse des Sternenhimmels thun. Natürlich war er mit Freuden bereit, die Honneurs in seinem hohen Bezirk zu machen. Sie kam, bewunderte, schwärmte, schüttelte ihm wiederholt die Hände.

Dann als er sie in der nächsten Gesellschaft traf, geschah das Unerhörte, daß er geradewegs auf sie zusteuerte und mit ihr eine Unterhaltung begann. „Sie hat's ihm angethan," sagten die Damen lächelnd. Eine davon, die resoluteste, meinte, man müsse ihm zu Hilfe eilen, er würde sein Lebtag nicht auf den Gedanken kommen, sich zu erklären. Und die edle Ehestifterin steckte sich hinter ihren Gatten und bemühte sich, diesen für ihren Plan zu gewinnen.

„Kollege," meinte der Gatte eines Tages, „wann machen Sie mit der kleinen Miller Ernst? Das Mädel ist ganz verschossen in Sie. Lassen Sie sie nicht so lange zappeln, 's ist auch wegen der Leute."

Eisacker fühlte seine Wangen erglühen. Wie? Er? Er hatte so einen Sieg errungen? Dieses reizende, junge Mädchen liebte ihn? „Scherzen Sie?" fragte er beklommen.

„I beileibe," protestierte der andre, „was denken Sie von mir? Ich kolportiere nur, was bereits alle sehen und besprechen."

Eisacker fühlte sein Herz bis zum Halse klopfen.

„Dann wird wohl," meinte er, „das beste sein, ich schreibe ihr."

„Weshalb schreiben?" Der Kollege lächelte. „Sagen Sie ihr, daß Sie sie gern leiden mögen, daß — wenn Sie sich wirklich für sie interessieren, nichts im Wege stehe, daß sie Ihre kleine Frau werde. Nächste Woche am Dienstag glaube ich, ist sie bei uns. Reden Sie frisch mit ihr. Man wird Ihnen Gelegenheit geben."

Diese unruhige Nacht für den armen Professor! Es war kein Zweifel, er mochte das herzige, junge Ding sehr gern leiden. Er trug viel in sie hinein, was garnicht in ihr lag. Neben ihrer Schönheit entdeckte er auch Ernst und Wissensdurst in ihr, was ihn besonders entzückte. Erklärt würde er sich ihr allerdings nie haben, weil ihm der Gedanke fern lag, daß sie sich für

Digitized by Google

ihn jemals interessieren könnte. Aber nun — es war doch ganz wunderbar! Die liebte ihn, und wartete auf ein Wort von ihm — es war unglaublich! Und in dem Maße, als er sich an sie zu denken erlaubte und sich ausmalte, daß sie wirklich für ihn empfand, stieg seine Liebe und Anbetung für sie.

Er lief zu seinem Rasierer hinüber.

„Meinen Sie nicht, daß ich mir meinen Vollbart abnehmen lassen soll? Er macht mich so finster und alt."

Der Barbier sah den Professor ganz verdutzt an. Wie? Was war denn in den gefahren? Woher diese plötzliche Eitelkeit?

Er schüttelte den Kopf. „Niemals nicht, Herr Professor."

„Aber warum denn nicht?" meinte der Gelehrte, sein Ebenbild im Spiegel mit mißbilligenden Blicken betrachtend. „Dieser allzureiche Bartwuchs giebt einem ein so — ich möchte sagen wildes Aussehen. Auch stört er beim Essen, wenn man in Gesellschaft ist."

„Niemals nicht, Herr Professor," entschied hartnäckig der Haarschneidekünstler. „Sehen Sie, Herr Professor werden schon entschuldigen, Sie haben ein zu kleines Kinn. Rasieren Sie den Bart, so erscheint Ihr Gesicht wie abgehackt, denn Ihre Stirn und Nase nehmen zweieinhalb Drittel Gesicht in Anspruch, das verkürzte halbe Drittel wird in angenehmer Weise von Ihrem Bart ergänzt. Es ist ein schöner, dichter Bart, den Sie haben, lassen Sie ihn stehen, Herr Professor."

„Na, wie Sie meinen," sagte Eisacker achselzuckend. „Mit dem kurzen Kinn haben Sie ja recht. Lassen wir ihn also."

Und er ging als Vollbärtiger freien. Bianka lachte und weinte ein bißchen, und die Frau Professor half den beiden Verlegenen, und dann waren sie Verlobte. Die Verlobungszeit war kurz gewesen, und der heutige Tag war ihr bald gefolgt.

* * *

Man muß sehr gute Augen haben, um von einer großen Höhe herab das Regen und Treiben der Thalbewohner unter sich zu erkennen. Schon von dreitausend Fuß Höhe sind die Menschen nur mehr winzige Pünktchen und ihre Häuser und Kirchen helle Flecken im Grün der Ebenen. Von dreimal höherer Höhe aber giebt's nur mehr etliche wenige Farben, keine Töne, keine Bewegung, keinen Einzelunterschied der Körper mehr. Von solcher Höhe herab war Professor Eisacker gewohnt, das Dasein

Digitized by Google

zu betrachten. Er pflegte mit dem ungeheuern Raum zu schalten und stieß sich alle Augenblicke blutig an den Hindernissen seines neuen, eng beschränkten Lebens. Aber der Mittelpunkt dieses neuen Lebens war eine Frau, die er innig liebte. Da er natürlich nicht von seinem Berufe mit ihr sprechen konnte — denn daß sie nur Interesse für diesen vorgegeben hatte, um dem Gelehrten Freude zu machen, hatte er bald weg — so setzte er voraus, sie würde ihm zwar keine Kameradin im Himmel, aber vielleicht eine auf der Erde sein. Und so sagte er oftmals, wenn er müde von stundenlangem, tiefinnerstem Arbeiten nach Hause kam: „Kleine Frau, erzähle mir etwas Hübsches, Lustiges."

Anfänglich, ganz anfänglich hatte sie ihm auch auf solche Aufforderungen pflichtschuldigst ihre kleinen Tageserlebnisse mitgeteilt.

Aber später, wenn sie seine fernen Augen sah, erstarb ihre Lust am Erzählen. Er verstand ja doch nicht die Wichtigkeit aller jener Vorkommnisse und Begebenheiten, die sich während vierundzwanzig Stunden im Leben einer jungen Frau abspielen. Daß die heiße Butter nicht schäumen wollte, was ein sicheres Zeichen war, daß sich Margarine drinnen befand, oder daß der Milchmann zu viel Soda in die Sahne that, damit sie nicht gerann, oder daß das dumme, junge Dienstmädchen die Koteletten in den Suppentopf statt in die Bratpfanne legte. Erzählte sie ihm diese und ähnliche Abenteuer, so lächelte er verbindlich, aber man sah's ihm an, daß ihm der tiefere Sinn zur würdigen Erfassung von derlei Dingen mangelte. Das ärgerte sie, und später glitt sie mit ein paar flüchtigen Worten über ihr Thun und Lassen hinweg.

Hatte sie nicht Lust zur Mitteilsamkeit, gut, so war er auch zufrieden.

Still saß er abends ihr gegenüber im Speisezimmer und sah ihr zu, wie sie strickte oder häkelte. Er war ja schon zufrieden, wenn er sie nur ansehen durfte.

Sie war so hübsch, frisch, rosig, unberührt von jeglicher äußern und innern Erfahrung. Ihr blondes Haar spielte in leichten Kräuseln in die schöne, weiße Stirn. Der Professor liebte es, seine Hand über ihre Stirn gleiten zu lassen. Er glaubte, hinter ihr lägen noch schlafende, unerwachte Gedanken. Er maß mit seinen himmlischen Maßen. Der Sternenhimmel war ihm Gottes Stirne, die Stirn seiner Frau sollte ebenfalls göttliche Funken bergen. Aber Bianka wußte nicht, was er dachte, von ihr erwartete. Sie sah ihn stumm ihr gegenübersitzen und

Digitized by Google

sie anblicken. Und sie errötete leise und runzelte die fein gezeichneten Brauen.

Ein wenig hatte sie ihn schon vorher gekannt. Seine Fremdheit in irdischen Angelegenheiten war sprichwörtlich unter seinen Bekannten. Aber als armes Mädchen, das sich nach einer selbstständigen Stellung sehnte, durfte sie nicht allzu wählerisch sein. Und dann hatte sie immer im geheimen gehofft, er würde als verheirateter Mann das Scheue, Junggesellenhafte, das ihm anhing, abstreifen. Er würde so werden wie die andern Ehemänner. Ihr Onkel tröstete sie und meinte: „Paß auf, er wird der kirrste Gatte, aber nicht plötzlich. Er ist kein Knabe mehr, er muß sich erst an die neuen Verhältnisse gewöhnen."

Und sie saß in ihrer hübschen Wohnung, wo alles so fertig und neu war, daß einem garnichts zu thun blieb, und wartete auf die ersten Anzeichen der Verwandlung ihres Mannes. Es waren lange, blaue Frühlingstage. Dann und wann kamen Bekannte zu ihr, oder sie war irgendwo zu einem Kaffeekränzchen eingeladen. Dann nahmen sie die Frauen an der Hand und fragten sie nach allerlei aus, und trösteten und berieten sie.

„Sie fühlen sich wohl etwas einsam?" meinte die Frau Dekan.

Und ihre Magnifizenz, die Frau Rektor sagte: „Machen Sie ihm nur kein trauriges Gesicht, wenn er Sie im Anfang etwas vernachlässigt. Dadurch würde er ganz kopfscheu werden. Kokettieren Sie etwas mit ihm. Ziehen Sie sich recht hübsch an, wenn er nach Hause kommt."

Von nun an ließ sich Bianka aufs zierlichste frisieren und zog ihre hübschesten Kleider an. Sie bemühte sich, eine lebhafte Konversation zu führen und ließ feinere Speisen auf den Tisch stellen. Aber der gute Professor bemerkte das alles nicht. Er warf nicht einen Blick auf die schönen, neuen Kleider, die seine Frau ihm zu Ehren anzog. Er machte ihr nicht das geringste Kompliment über ihre künstlerische Frisur.

Eines Mittags, als sie ihm den Teller mit Suppe füllte und ein wenig hart hinstellte, sah er wie ein erschrecktes Kind zu ihr auf. „Was ist denn?"

„Wie? Was soll denn sein?"

„Ist dir etwas passiert?"

„Mir?" Sie war zu ehrlich, um heucheln zu können. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Nein, mir ist nichts passiert."

„Aber du — weinst ja." Er stand auf und legte die Arme um sie.

Digitized by Google

„Du bemerkst, daß ich weine — welches Wunder! Du bemerkst ja sonst nichts."

Er öffnete die Augen weit. „Aber Bianka! Was ist denn eigentlich. Ich verstehe von nichts."

„Eben deshalb." Sie drückte ihr Taschentuch vor das Gesicht. Er ließ traurig die Arme sinken.

„Ich weiß nicht, was ich verbrochen habe. Sage es mir, damit ich dich in Zukunft nicht mehr kränke."

„Du bist zu kalt zu mir," kam es schluchzend aus ihr.

„Ich kalt gegen dich? Aber Kind, Schatz!" Er zog sie an seine Brust. „Ich habe dich doch so innig lieb. Kümmere dich nicht um mein Aeußeres. Sieh, ich habe so allerlei im Kopfe, das läßt mich oft nicht zum Ausdruck bringen, was ich für dich fühle."

* * *

Seit dieser Zeit bemühte er sich ängstlich, galant und aufmerksam gegen sie zu sein. Er brachte ihr Blumen, führte sie ins Theater und verdoppelte ihr Haushaltungsgeld.

„Nun kannst du dich aber nicht mehr beklagen," sagte eine junge Freundin zu Bianka, „wenn mein Mann so aufmerksam gegen mich wäre!"

Digitized by Google

„Ja, ja," sie machte eine abwehrende Handbewegung, „ich beklage mich ja auch nicht."

„Aber du siehst so bedrückt aus."

„Er bemerkt das nicht."

„Er liebt dich eben so sehr, und jede Miene von dir ist ihm recht."

Die junge Frau entgegnete nichts, sondern sah nachdenklich vor sich hin. Ja, er liebte sie, aber war es die echte, rechte Liebe? Die Liebe eines glücklichen Gatten, der sein Weibchen um die Taille faßt, mit ihr durchs Zimmer tanzt, morgens allerlei Schabernack mit ihr treibt, sie neckt und verhätschelt zugleich und ihr stündlich beteuert, daß er glücklich sei? Solche Liebe sah sie an den Gatten ihrer Freundinnen. Die glücklichen Frauen! Und mit welchem Interesse diese Männer alle die wichtigsten Vorkommnisse in der Gesellschaft verfolgten! Daß Fräulein Soundso mit dem Lieutenant X. kokettiere, daß Frau von S. ordinäres Parfüm gebrauche und Herr Geheimrat G. neuerdings den Mädchennamen seiner Frau dem seinen zufüge, weil an dem ersteren ein „von" hängt. Wenn sie i h r e m Mann mit solchen Neuigkeiten käme! Er würde verbindlich lächeln und „So?" sagen, weiter nichts.

Und doch gehört ein bißchen Alltagsklatsch, ein bißchen harmlose Bosheit mit zu der Behaglichkeit des Werktages. Weil sie aber kein echtes Echo bei ihm für die Kinderstubenneuigkeiten fand, so wurde sie wortkarg und sprach immer weniger. Er bemerkte es wohl garnicht, denn er machte niemals eine Bemerkung darüber. Er war gleichmäßig gut und sanft zu ihr; wenn sie erregt war, noch sanfter.

Einmal kam ein Freund aus der Provinz zu ihnen zu Besuch. Es war ein Arzt, ein kluger, stiller Mensch, dessen Frau ihm nach kurzer, glücklicher Ehe gestorben war und der seither einsam lebte. Er beobachtete die beiden Eheleute und machte der jungen Frau ein wenig den Hof, was sie dankbar entgegennahm.

„Sie ist reizend," sagte er eines Abends, als er mit Eisacker allein beim Biere sitzen geblieben war, „nur zu jung für dich. Wie alt ist sie denn eigentlich?"

Der Professor machte ein verdutztes Gesicht. Zweiundzwanzig Jahre."

„Ich dachte es mir ungefähr. Das reine Kind!"

„Allerdings ist sie viel jünger als ich, aber sie schien mir doch gut zu sein damals, als ich —"

„Gut? Natürlich, das ist sie dir auch."

Digitized by Google

Der Arzt sah den Freund mit liebevollem Mitleid an. „Du bist ein prächtiger Mensch. Na, wir wollen das Beste hoffen.“

Seit diesem Gespräch lag es wie eine Last auf dem Professor. Allerdings, das hatte er nie erwogen. Freilich, sie war so jung und er viel älter. Und abgesehen davon, sie war so schön und er häßlich. War er früher schon keusch und zart in seinen Liebkosungen ihr gegenüber, so wurde er jetzt zurückhaltend. „Denn,“ dachte er bei sich, „vielleicht scheut sie die nähere Berührung mit mir. Es wäre ja nicht zu verwundern. Ich — ein struppiger Geselle, und sie so hold.“

„Nun liegt es klar,“ sagte sie sich nach etlichen Wochen, „er küßt mich fast nicht mehr, er behandelt mich mit hochachtungsvollem Respekt, seine Liebe zu mir, die nie besonders heftig war, ist erloschen.“ Und je größere Opfer er sich um ihretwillen auferlegte, um so härter und verschlossener wurde sie. Je heißer er kämpfte, um ihr zu gefallen, ihr jeden Schatten der Mißstimmung fernzuhalten, um so undankbarer wurde sie.

Eines Tages kam ihr eine tolle Idee. Sie wollte ihn eifersüchtig machen, ihn aus der ihr verhaßten Ruhe aufschütteln. Sie lud sich öfters Gäste ins Haus, darunter auch mehrere junge Dozenten. Sie kleidete sich kokett und that leichtfertig. Ihr Mann zeigte nicht die geringste Bewegung über ihr Thun.

Einmal fing er den vielsagenden Blick eines Kollegen auf, der bei ihnen zu Gaste war. Sie hatte sich eben von einem ihrer Hofmacher ein vertrauliches Wort zuflüstern lassen. Dabei hatte sie ihren Gatten angesehen und auch den Blick ihres Gastes bemerkt. Aber die Miene ihres Mannes war undurchsichtig, ruhig und gelassen wie immer geblieben.

„Dieser Mann ist unerschütterlich, er besitzt kein Gefühl, weder der Liebe, noch der Eifersucht oder des Hasses. Das Beste ist, ich lasse ihn, wie er ist. Aendern kann ich an dieser starren, eisigen Natur doch nichts.“ So dachte die junge Frau und gab die Tändeleien auf, an denen sie selbst kein Gefallen fand.

Eines Abends sagte der Professor unvermittelt: „Möchtest du eine Reise machen, Bianka?“

Sie errötete leicht. „Wie kommst du darauf? O ja, ich möchte es gern, aber wohin?“

„Ich habe schon lange, fast seit meiner Knabenzeit, Sehnsucht nach Griechenland, möchtest du dahin?“

Sie stellte sich vor, wie er mit seinen fernen Augen in den Museen und Tempeln herumwandern, Notizen machen und sie

Digitized by Google

belehren würde, und sagte nach einer Weile zögernd: „Nach Griechenland? Nein, da möchte ich doch nicht hin."

„Nicht?" meinte er traurig.

Dann schwiegen sie. Er glaubte sie zu begreifen: mit ihm zu reisen war ihr langweilig.

* * *

Anfang Winters erhielt der Professor einen Ruf an eine größere Universität. So ungern seine Kollegen ihn verloren, so redeten sie ihm doch zu, die ehrenvolle Berufung nicht abzulehnen. Er überlegte lange und entschied sich endlich, zu gehen. Man gab ihm zu Ehren etliche Abschiedssessen, und seine Schüler verehrten ihm eine kunstreiche Mappe mit den besten Ansichten der Stadt, in der er so lange wirkungsreich seines Amtes gewaltet. Bianka war sehr froh, von hier fort und in ein neues Leben zu kommen.

Nur eins trübte ihre Freude. Ihr Mann war so kühl und gleichgültig diesem Neuen gegenüber. Man sah ihm nicht das geringste Vergnügen über die Wandlung seines Lebens an.

Sie wartete anfangs im stillen, er würde sie eines Tages in die Arme ziehen und ihr sagen: „Nun, kleine Frau, soll's heiter und sonnig bei uns werden! Wir erhalten mehr Gehalt, wir können breiter, geselliger leben, Reisen machen u. s. w."

Nichts von alledem. Im Gegenteil. Er wurde noch ernster und einsilbiger. Erwartete er vielleicht, daß sie sich ihm an die Brust warf und sagte: „Du guter Mann, ich weiß wohl, weshalb du aus den dir liebgewordenen Verhältnissen hier scheidest. Damit ich schönere Kleider tragen kann und mein Haus reicher bereite." Aber ihr fiel nicht ein, dergleichen zu thun. Sie wartete auf i h n.

In B., ihrem neuen Wirkungskreise, wurden sie warm empfangen. Man lud sie ein, veranstaltete ihnen zu Ehren allerlei Festlichkeiten und erwies ihnen die mannigfaltigsten Aufmerksamkeiten. Bianka entzückte durch ihre Schönheit, durch die reizend arrangierten Abendgesellschaften, die sie gab.

Aber fast unmerklich trat eine Erkältung der Beziehungen zu ihren Bekannten ein. Es waren die Frauen, die Frauen mit ihrem Scharfblick, die sich unbehaglich neben der neuen Kollegin zu fühlen begannen. Es lag etwas Unzufriedenes, Leidendes, Begehrendes in ihr. Man forschte nach der Ursache, fand aber keine. Ihr Mann schien unendlich gut gegen sie zu sein, ihre

Digitized by Google

Verhältnisse waren sorgenlos, sie war gesund, jung, schön. Ihr etwas zur Schau getragenes Unglück war also nur Affektation oder der Wunsch, interessant zu erscheinen.

Früher in G. war sie gewöhnt gewesen, überall, wo sie in Gesellschaften erschien, ihrem Manne vorgezogen zu werden. Natürlich. Die junge, schöne Frau war bequemer zur Konversation als der verträumte, ernste Gelehrte.

Jetzt wurde dies plötzlich anders. Wo sie gemeinschaftlich erschienen, rückte er alsobald in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Man hörte auf seine spärlichen Worte, man forschte in seinem blassen, verschlossenen Gesicht, dann erst sah man auf die junge, blühende Frau, die sehr viel sprach — oft nur um eine leichte Verlegenheit zu verbergen — und richtete etliche kühle Redensarten an sie.

Das erbitterte sie, kränkte sie. Er that so garnichts dazu, um sich die Sympathie der Leute zu erobern, und sie bemühte sich darum und erhielt sie nicht. Bisher klagte sie ihn nur der Gleichgültigkeit an, nun wurde sie auch eifersüchtig auf ihn.

Sie begann seine wunden Stellen, seine Schwächen und Kleinheiten aufzuspüren, um sie rücksichtslos dem Spott der Gesellschaft, den Leuten, die ihn so hoch stellten, preiszugeben. Das Manöver gelang ihr. Oft wenn sie von seiner Zerstreutheit, seiner Gleichgültigkeit gegen sich und seine nächste Umgebung erzählte, sah sie ein Lächeln über die Gesichter ihrer Zuhörer huschen.

Er blieb kalt und ungerührt dabei, als ob ihn das alles nichts anginge. Er bemerkte wohl garnicht, was in seiner nächsten Umgebung vorging. „Er ist ein gefühlloser Stein," dachte Bianka, „man kann ihm auf keine Weise beikommen."

Dabei besaß sie durchaus keinen bös angelegten Charakter. Im Gegenteil. Sie schien zur Zärtlichkeit, zur Liebe bestimmt zu sein. Würde sie einen jungen, gewöhnlichen Menschen geheiratet haben, der ihr auf die gebräuchliche Weise entgegengekommen wäre, so hätte sie sich zur besten kleinen Hausfrau entwickelt. Diesem Manne gegenüber, dessen Charakter über die Vorstellungskraft ihres engbegrenzten Gehirns hinausging, verkalkte gleichsam ihr junges, nach Zärtlichkeit dürstendes Herz.

Gewisse Menschen verehren, was sie nicht begreifen, andre hassen, was über ihr Auffassungsvermögen hinausgeht. Bianka zählte zu den letzteren. Etwas Feindliches begann in ihren Verkehr mit ihrem Manne zu treten. Sie ließ es ihn täglich, stündlich merken, daß sich die Kluft zwischen ihnen erweitere. Und er nahm

Digitized by Google

das so ruhig hin wie etwas Selbstverständliches. So konnte nur ein Mann handeln, legte sie sich zurecht, der bis ins innerste Herz gleichgiltig seiner Frau gegenüberstand.

* * *

Nach mehreren Monaten sah sie sich bereits ziemlich vernachlässigt von ihren Bekannten. Nur einige junge Frauen verkehrten mit ihr, und eine, die wohl noch zu diesen gehören wollte, aber längst nicht mehr gehörte.

„Darf ich Sie besuchen?" sagte sie eines Abends, nachdem sie Bianka längere Zeit beobachtet hatte. Es war bei einem Abschiedsessen, das einem fortziehenden Kollegen zu Ehren gegeben wurde.

Bianka nickte freundlich. „Es wird mich sehr freuen."

Frau von Glauchy hielt Wort. Sie kam nach kurzer Zeit, und Biankas Zimmer duftete noch stundenlang nach ihrem penetranten Jockeyklubparfüm.

Als die junge Frau beim Mittagessen erschien, hatte sie sehr gerötete Wangen und war ungewöhnlich heiter.

„Du bist heute gut aufgelegt," meinte Eisacker freundlich, „was ist dir Angenehmes passiert?"

Bianka lächelte. „Ich habe reizenden Besuch gehabt — endlich eine Frau, die mich versteht."

Der Professor schob seinen Teller zurück und lehnte sich in den Sessel. „Da beglückwünsche ich dich, Liebste. Wer ist es denn, wenn ich fragen darf?"

„Frau von Glauchy."

Eisacker sann nach und schüttelte den Kopf. „Ich entsinne mich ihrer nicht."

„Natürlich nicht, wie solltest du auch?" bemerkte Bianka boshaft, „sie ist ja nur ein Mensch."

Er lächelte mild. „Was ist ihr Mann, oder ist sie Witwe?"

„Nein, sie ist von ihrem Gatten geschieden."

„Ah." Der Professor blickte auf.

„Er muß ein sehr roher Patron gewesen sein, nach dem, was sie von ihm erzählt."

„Sie selbst erzählt das?" Der Professor spielte mit seinem Serviettenring.

„Natürlich, sie selbst. Wer denn sonst? Die Leute verdrehen ja bekanntlich die Wahrheit. Die sagen vielleicht hinter ihm her, er wäre ein Märtyrer gewesen."

Digitized by Google

„Es gefällt mir nicht, wenn verheiratete Leute intime Dinge aus ihrem Eheleben berichten."

„So? Ich finde das sehr begreiflich. Irgendwem muß man doch sein Herz ausschütten."

„Ja, über alles andre, nur nicht über Begebenheiten, die sich zwischen zwei so eng verbundenen Menschen ereignen. Das soll kein Dritter erfahren."

„Das ist — persönliche Anschauung." Bianka verzog die Mundwinkel spöttisch.

„Nein, Liebe, das ist die Ueberzeugung aller ehrenhaften Menschen. Einem Manne, der mir über seine Frau Mitteilungen macht, die dazu beitragen, sie in meinen Augen herabzusetzen, würde ich niemals trauen."

„Und eine Frau, die ihrem geehrten Gatten einige böse Eigenschaften nachrühmt —?"

„Würde ich für einen niederen Charakter halten, entschuldige!"

„O bitte sehr!" Sie machte eine ironische Verbeugung gegen ihn. „Denke, was du willst. Das geht mir nicht nahe. Ich habe meine eigenen Ansichten."

Sie ließen das Dessert unangerührt und erhoben sich vom Tische.

* * *

„Meine liebe, kleine Professorin, ach ich kann das Wort garnicht aussprechen, es paßt so garnicht für Sie reizende, junge Frau," sagte an einem der nächsten Tage Frau von Glauchy, Biankas Hände schüttelnd.

Diese hatte schnell die „einzige Frau, die sie verstand," aufgesucht.

Frau von Glauchy zeigte ihr ihre elegante Wohnung. Man konnte kaum atmen in der parfümschweren Luft.

Bianka sah mit glänzenden Augen umher. „Das ist einmal Geschmack, anders als der andrer."

„Ach Gott, ja." Die geschminkte Schöne lächelte verschämt. „Man ist eben ein bißchen in der Welt umhergekommen. Und dann wissen Sie, wenn man sein eigner Herr ist, kann man sich auch ganz nach seinem Belieben äußern. Ich bin unabhängig."

Bianka unterdrückte einen Seufzer.

„Ich empfange verschiedene exklusive Menschen bei mir, die sich in einer banalen Umgebung garnicht wohl fühlen würden."

„Wie beneidenswert!" sagte die junge Frau.

Digitized by Google

„Aber das können Sie ja auch alles haben, Teuerste," flüsterte Frau von Glauchy mit einem vertrauten Blick, ihr parfümiertes Gesicht an das Biankas lehnend, „Sie sind schöner und jünger als ich, Sie dürfen das Höchste erhoffen."

„Aber wieso denn?" fragte die kleine Frau naiv.

„Das werden Sie alles erfahren, wenn Sie mich ein bißchen lieb haben und mich manchmal besuchen wollen."

Sie ließen sich in einer Sofaecke des mit Kunstgegenständen überladenen Salons nieder. Eine niedliche Zofe brachte Thee und Konfekt, das Bianka nie besser gekostet zu haben glaubte. Die Hausfrau, die ein phantastisches Seidenkostüm trug, lehnte sich in die Sofaecke zurück und betrachtete Frau Eisacker von der Seite.

„Sie sind wirklich ein allerliebstes Frauchen. Noch ganz unbeeinflußt von den Gesinnungen der Leute. Sehen Sie, so eine junge, schöne, heitere Frau wie Sie habe ich mir immer zu engerem Verkehr gewünscht, aber glauben Sie es" — sie spielte mit einer losgegangenen dunklen Locke ihres künstlich verwirrten Haares — „in dieser Stadt habe ich vergebens nach der Ersehnten gesucht. Die Leute hier, und namentlich die Frauen, sind furchtbar beschränkt."

„Aber warum, da Sie doch frei sind, lassen Sie sich nicht in einer andern Stadt nieder?"

Frau von Glauchy lächelte süß. „Hm ja, frei bin ich schon nach außen hin, verstehen Sie, aber, ach warum soll ich's Ihnen nicht eingestehen, wir werden ja bald gute Freundinnen sein, mein Herz ist gebunden, und gerade an jemanden, der hier in dieser Stadt lebt."

Bianka fühlte, ohne zu wissen, weshalb, Röte in ihre Wangen steigen.

Frau von Glauchy zog ihr spinnewebfeines Taschentuch aus dem Gürtel und drückte es leicht an die Augen. „Ach!" Aber dann, wie sich ermannend, setzte sie sich aufrecht. „Gehen Sie gern ins Theater? Ich besitze eine Loge da. Meine Freundinnen sind aber lauter Philisterinnen. Sie laufen mir gleich nach der Vorstellung davon, und ich soupiere so gern nachher noch in irgend einem vornehmen Restaurant. Wollen Sie manchmal mithalten?"

„Gewiß, gern," entgegnete Bianka freundlich.

„Ihr Mann läßt Sie doch?"

„Mein Mann? O —" Die junge Frau machte eine Handbewegung, die die andre mit Lachen begleitete.

Digitized by Google

„Aber er ist doch gut gegen Sie und läßt Ihnen Ihren Willen?"

„O das, das thut er, jawohl, gewiß, was ich nur wünsche, erfüllt er."

„Nun, dann wollen wir seine Güte recht ausnützen, nicht wahr?"

Bianka lächelte und sah sie etwas verständnislos an.

Frau von Glauchy kicherte und küßte die neue Freundin auf die Stirn. „Kleiner, reizender Kobold! Nun, das soll jetzt heiter werden, ja?"

* * *

Einige Tage später waren Professor Eisacker und Frau bei einem bekannten Bildhauer zum Abendessen geladen. Es waren auch mehrere Offiziere anwesend, und ein heiteres Treiben herrschte. Plötzlich sah Eisacker seine Frau zu einer Dame treten und sie aufs zärtlichste begrüßen. Ob das wohl die „neue Freundin" sein mochte? Sie war sehr auffallend gekleidet und benahm sich etwas frei. Eisackers Brauen runzelten sich, als er Bianka mit ihr Arm in Arm in einem Nebenzimmer verschwinden sah.

„Sagen Sie, Rhon," wandte er sich an einen Kollegen, „wer ist die Dame, die eben mit meiner Frau dort hineinging?" Er wies auf die gegenüberliegende Thür.

Der ältere Mann putzte sich den Kneifer, trat zur Portiere des Nebengemachs und blickte hinein. „Ah — hm, Frau von Glauchy."

Eisacker sah ihn forschend an. „Wir sind erst ein Vierteljahr hier, und meine Frau ist sehr jung. Sie freut sich über jedes freundliche Entgegenkommen."

„Na ja, selbstverständlich, freilich, freilich," sagte der alte Professor, heftig gestikulierend, „natürlich. „Ihre Frau ist sehr jung, sonst hätte sie wohl — übrigens, Gott, in großstädtischen Gesellschaften. Ich bitte Sie, da berühren sich die verschiedensten —"

„Wer ist die Dame?" wiederholte Eisacker seine Frage.

„Wer sie ist? Hm, das ist — nicht so leicht zu beantworten. Sie — ihr Mann hat sich jüngst von ihr scheiden lassen, sie — hm, wissen Sie," er sah den Kollegen über die Gläser seines Kneifers an, „sie ist etwas leichtlebig. Zerstreuungen, Abwechslung, heute den Anbeter, morgen jenen, aber vielleicht — ich, ich möchte ihr nicht zu nahe treten, keiner Frau, hm. Ihr

Digitized by Google

Mann arbeitete im Ministerium; man legte ihm nahe, entweder seine Stellung oder sie aufzugeben. Da that er das letztere. Na, jedenfalls lassen Sie Ihr Frauchen nicht zu viel mit ihr verkehren, es ist besser so —"

Eisacker sagte dem Kollegen ein paar verbindliche Worte und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er die beiden Damen im Nebengemach beobachten konnte.

Nach dem Abendessen, als er mit Bianka nach Hause fuhr, sagte er: „Du, Liebe, ich habe eine Bitte an dich. Verkehre nicht mit jener Frau, mit der du heute Abend dich so viel unterhieltest. Suche dir eine andre Freundin. Es giebt doch so viele reizende junge Frauen hier, die sich sicher freuen werden, mit dir verkehren zu dürfen."

Bianka zog die Brauen hoch. „Wenn ich es nicht erwartet hätte! Natürlich! Wo sich ein Lichtstrahl für mich zeigt, mußt du doch dahinter sein, ihn auszulöschen. Fällt mir garnicht ein, diesen Umgang aufzugeben. Wenn es ein Mann wäre! Aber auf eine Frau kann doch kein vernünftiger —"

„Ach, wenn es ein Mann wäre, und du liebtest ihn —"

Sie sah ihn höhnisch an.

„Dann würde ich —"

„Ihn totschießen doch natürlich."

Er erbleichte unter ihren ironischen Blicken. „Nein, ich würde deine Hand in seine legen und sagen: Werde glücklich mit ihm."

Sie warf sich in die Polster des Wagens zurück und lachte. „War so etwas schon da? Nein, du bist doch ein Mustermensch. Herrlich. Und deinetwegen sollte ich den Verkehr mit dieser lieben Frau aufgeben, dir eine warme Freundschaft opfern? Niemals!"

Von diesem Abend an war sie Frau von Glauchys unzertrennliche Genossin. Sie fuhren ins Theater, soupierten miteinander, sie ließen sich ähnliche Toiletten anfertigen, sie nannten sich: du.

Es war ein beständiges Hin- und Herschicken zwischen ihnen. Bianka erwartete täglich eine Scene mit ihrem Manne, oder doch wenigstens die Wiederholung der Bitte, ihre Freundin aufzugeben. Aber nichts von alledem geschah. Seine Mienen waren immer ruhig, sein Benehmen gegen sie gleichmäßig freundlich. Er hat bereits die ganze Geschichte wieder vergessen, dachte sie, er weiß weder mehr, wer Frau von Glauchy ist, noch daß er sie

Digitized by Google

nicht mochte. Und sie spürte ihre Geringschätzung gegen ihn wachsen.

In neuester Zeit empfing Bianka auch Besuche von Herren, die mit ihrer Freundin bekannt waren. Es waren meist elegante Sportmänner mit viel Geld und dem Drang sich zu amüsieren, wo es etwas zu amüsieren gab. Sehr viel war ja nicht „los" in ihrem kleinen Kreise, um so dankbarer nahm man das Wenige entgegen. Bianka machte jetzt allen Sport mit. Sie hatte Reitstunden genommen und sich zu einer guten Reiterin entwickelt, sie kutschierte mit Frau von Glauchy ein elegantes Kabriolett, das ihnen ein galanter Kavalier zur Verfügung gestellt hatte. Sie ruderten und fehlten keinen Nachmittag beim Lawn Tennis. Sie war sehr viel vom Hause abwesend. Kam sie dann etwas erschöpft, erhitzt heim, so war sie froh, daß ihr Mann sie nicht ausforschte, sondern ruhig sich selbst überließ.

Er fragte nicht mehr nach dem Ziel ihrer beständigen Ausgänge, nicht was sie trieb, noch mit wem sie umging. Er mied es, ihr in die Augen zu sehen. Wie ein Schatten ging er stumm in seinem Hause umher. Einladungen zu Gesellschaften lehnte er ab. Seine meiste Zeit verbrachte er auf seinem Observatorium. Oft ganze Nächte.

Sie war's zufrieden. Dieser gefühllose Mensch paßte besser zu seinen fremden Welten da oben, als unter lebenswarme, irdische Geschöpfe, die nach Glück und Freude begehrten. Er existierte fast nicht mehr für sie. Höchstens wenn sie Geld brauchte, um ihre Rechnungen zu begleichen. Er gab ihr, soviel sie forderte, ohne einen Vorwurf, ein mahnendes Wort. Er selbst ging fast dürftig gekleidet, oft mit zerrissenem Schuhwerk umher. Seine Dienstboten kümmerten sich nicht um ihn, die hatten genug mit der gnädigen Frau zu thun. Und er selbst dachte niemals an sich.

So kam der erste Winter in B. heran. Bianka schwelgte schon beim Ausmalen all der Feste, die sie mitmachen sollte. Täglich wurden lange Beratungen mit der Schneiderin gepflogen, täglich langten Pakete aus Paris und Wien an.

Frau von Glauchy fuhr alle Augenblicke bei ihr vor, um ihr irgend eine wichtige Mitteilung zu machen. Einigemal war sie dem Professor auf der Treppe begegnet. Sie hatte ihn in ein Gespräch ziehen wollen, aber er war ihr entglitten, scheu und wortkarg war er an ihr vorübergeeilt.

„Dein Mann gleicht wirklich einem Wilden," hatte sie nachher der jungen Frau gesagt, „es ist nicht möglich, ein Wort mit

Digitized by Google

ihm zu wechseln. Ich glaube, er weiß garnicht mehr, wer ich bin, sonst wäre er doch höflicher gegen mich."

„Das kann leicht sein," lachte Bianka, „er weiß überhaupt nichts mehr vom Leben, lassen wir ihn."

* * *

Eines Abends kehrte der Professor nicht nach Hause zurück. Das war man nicht ungewöhnt von ihm. So manche Nacht verbrachte er oben in seiner eisernen Kammer, deren Decke zurückgeschoben war um den Blick ins unendliche Firmament freizulassen. Als er aber auch am Morgen nicht erschien, ging die gutherzige Haushälterin hinüber und ersuchte den Hausmeister des astronomischen Instituts, er möchte den Professor stören, das ginge doch nicht an. Der Herr hätte nicht zu Nacht gegessen, nicht gefrühstückt.

Der Mann ging hinauf und fand Eisacker, seine Stirn auf den Tisch gepreßt, schwer atmend, bewußtlos. Er rüttelte ihn wach. Zwei fieberhafte, irre Augen blickten ihn an. Was man von ihm wolle? Sie sollten ihn doch in Ruhe lassen.

Der Diener des Instituts, dem Eisacker sehr gut war, wurde geholt. Er bat den Professor, doch hinab in seine Wohnung zu gehen. Eisacker gab ganz verkehrte Antworten.

Man rief nach einem Arzt. Nach einiger Zeit erschien ein solcher und untersuchte Eisacker. „Der Mann ist schwer krank," meinte der Doktor, „holen Sie eine Sänfte, und bringen Sie ihn in seine Wohnung."

Als Bianka, die eben aufgestanden war, den seltsamen Zug erscheinen sah, machte sie ein erschrecktes, fast entrüstetes Gesicht. Was hatte er nun für eine Thorheit begangen?

Der Arzt, der mitgekommen war, untersuchte ihn hier in seinem Bette nochmals. Als er seine Untersuchung beendet, sagte er zu Bianka, die ziemlich ruhig im Nebenzimmer wartete. „Ihr Mann hat eine doppelseitige Lungenentzündung, er ist sehr schwer krank, mir ist der Hergang der Sache unerklärlich; denn so etwas kommt nicht von heute auf morgen. Er muß tagelang schwer krank herumgegangen sein." Seine Augen hefteten sich vorwurfsvoll auf die junge Frau. „Item, sorgen Sie also sofort für eine Pflegerin und für die tiefste Ruhe!"

Bianka entgegnete kein Wort, schickte schnell ihre Zofe, die nötigsten Besorgungen zu machen, und ließ sich zärtlich bei ihrer Freundin wegen eines „unvorhergesehenen Unglücksfalles" entschuldigen.

Digitized by Google

Nachmittags erschien die Wärterin, eine barmherzige Schwester, die ohne viel Worte zu machen, ihr Amt am Bett des Kranken übernahm.

Gegen Abend kam abermals der Arzt. Er beugte sich über den still daliegenden Mann, dessen Gesichtsfarbe von Stunde zu Stunde fahler wurde. Er stellte verschiedene Fragen an die Schwester. Dann zum Schluß sagte er: „Lassen Sie ihm den Bart abnehmen, es wird ihm Erleichterung schaffen."

Die Schwester sandte nach einem Barbier. Sie hatte Bianka ein wenig an die Luft geschickt, weil sie zu bemerken glaubte, daß der Kranke in ihrer Anwesenheit unruhiger wurde. Es schien, als wollte er sprechen, da aber jedes Wort seinen Tod herbeiführen konnte, so mußte dies verhindert werden.

Bianka ließ sich nicht lange nötigen. Sie hielt die ganze Sache für weit weniger ernst, als sie war. Sie ging zu Frau von Glauchy. Als sie zurückkam, zog sie sich rasch um und trat in das Krankenzimmer. Aus den Kissen sah ihr ein weißes Antlitz entgegen. Ein Antlitz still und ergeben, die tief eingesunkenen Lider geschlossen, ein Bild des letzten, erkämpften Friedens. —

Da blieb ihr der Atem in der Brust stehen. Ihre Augen waren auf seinen Mund gefallen. Dieser Mund! Sie hatte ihn noch niemals erblickt. Verdeckte ihn doch stets der große, dunkle Bart. Jetzt zum erstenmal sah sie ihn. Zwei Lippen, um die ein Lächeln lag, so bitter, so schmerzvoll, so alles verratend, eine ganze, entsetzliche Leidensgeschichte mit ihren qualvollen Einzelheiten, ihren langsam gestorbenen Hoffnungen — daß ihr ein Schleier von der Seele sank und Thränen aus ihren Augen stürzten.

Mein Gott, war das alles möglich, was sie da las? Sie schlug die Hände zusammen und wollte sich über den Kranken werfen.

Die Schwester zog sie ins Nebenzimmer. Hier sank sie auf die Knie und schluchzte.

* * *

War eine Minute, eine Stunde oder eine ganze Nacht vergangen?

Als die Pflegerin leise und behutsam die Thür öffnete, rief ihr die Weinende entgegen: „Darf ich jetzt zu ihm?"

Digitized by Google

„Ja, jetzt dürfen Sie es.“ Sie wollte Biankas Hand erfassen, aber die junge Frau stieß sie zurück und eilte ihr voraus ins Krankenzimmer.

„Erwin, Lieber, Guter!“

„Er ist tot,“ sagte die barmherzige Schwester.

Bianka gebärdete sich wie wahnsinnig.

Die Wärterin erfaßte ihre beiden Hände. „Seien Sie doch gefaßt, er ist so ruhig hinübergegangen. Er muß ein guter Mensch gewesen sein.“

„Ich habe ihn getötet.“

„Dann hat er Ihnen vergeben. Sehen Sie doch diesen Mund an. Welche Fülle von Liebe und Verstehen um diese Lippen!“

Die junge Frau preßte die Hände vor das Gesicht. „Hätte ich ihn doch eher gesehn — vielleicht, ja gewiß, wäre ich eine Andre geworden.“

„Dazu ist es noch nicht zu spät.“ Der Arm der Schwester schlang sich tröstend um die Verzweifelte.

Digitized by Google

Der Haubenstock.

Julius Prachtler (in Wirklichkeit führt er einen andern Namen) gilt noch immer als einer der größten Tragöden. Vor zehn Jahren war er noch gefeierter als heute.

Seine Stimme tönte im Affekt wie Posaunenklang, und sein Schmeicheln war Gewaltthätigkeit, denn es raubte alle Herzen. —

Er besaß viele angenehme Eigenschaften, der große Tragöde. Seine schönste aber war seine verborgenste: Die Liebe zu seiner Tochter.

Sie war ein gertenschlankes Mädchen, auf das er so eifersüchtig war, daß er sie förmlich zu Hause einkerkerte. Der Lärm der Gesellschaft, der Staub der Straßen hatten ihre blumenhafte Schönheit noch nicht versehrt.

Sie zeigte sich selten in der Oeffentlichkeit, und dann nur unter der Obhut einer schrecklichen alten Tante, die der Tragöde aus irgend einem verschollenen Ritterstück ausgegraben zu haben schien.

Klaras Mutter war schon seit Jahren tot, — ihre Erziehung infolgedessen eine ziemlich untergeordnete. Ein „Fräulein" kam bis zu ihrem fünfzehnten Jahre täglich ins Haus und brachte ihr die Elemente des notwendigsten Wissens bei. Dann setzte die Tante (mein Kaninchen, nannte sie Klara respektvoll) den Unterricht fort. Das hieß nämlich, sie radebrechte Französisch mit ihr, und ließ sie täglich eine Stunde Operettenmotive auf dem Klavier üben. Aber die schöne Klara spielte die schlüpfrigen Melodien Offenbachs, als ob es heilige Choräle wären.

Tante Kaninchen leitete, ohne viel Worte zu machen, den Haushalt der beiden.

Bäcker, Fleischer und Milchmann empfanden fromme Scheu vor ihr und brachten ihre schönsten Waren, denn wenn sie keifte, hatten sie durch acht Tage lang Alpdrücken.

Die Kränze und Blumenkörbe, die Julius erhielt, stopfte sie ohne viel Umstände in den Herd, sie waren ja „Staubfänger."

Digitized by Google

So kam es, daß eine blendende Ordnung, etwas Seltenes in der Wohnung eines gattinlosen Schauspielers, bei ihnen herrschte.

Allenthalben lagen weiche Tierfelle und Teppiche umher, auf denen die schöne Klara herumlungerte. Sie hatte nichts zu thun, als ihren Papa anzuhören und sich zu putzen.

Das letztere machte ihr merkwürdigerweise mehr Spaß, als das erstere.

Der große Tragöde liebte es, seine Rollen vor ihr zu üben. Wenn sie lächelte, dämpfte er sein Pathos, und wenn sie gähnte, sprach er lebendiger. Sie war sein strengster unparteiischester Richter. Sie kannte kein Mitleid, und es kam vor, daß sie bei den erschütterndsten Scenen plötzlich hellauf zu lachen begann.

Er ärgerte sich nicht darüber.

Das Kindchen hatte, im beständigen Verkehr mit Shakespeare, Schiller und seinen erlauchten Kollegen, ein treffliches Urteil gewonnen. Ein Gran mehr Ernst oder Würde, als notwendig war, in eine Rolle gelegt, machte ihr die gewaltigste Stelle zur komischen, und ließ sie unter Lachthränen: Hanswurst! ausrufen.

Mit dieser Neigung zur Ironie und ihrem überaus entwickelten Sinn, das Lächerliche einer Situation herauszufinden, war Klärchen achtzehn Jahre geworden. Einmal reckelte sie sich, es war wohl im Frühling, denn auf ihren Fenstern blühten zahllose Hyazinthen in Gläsern, und sagte:

„Du, Papa, jetzt hab' ich's satt!"

Er setzte das Gläschen mit Cognac, das er nach Tisch zu trinken pflegte, verwundert hin und fragte:

„Was denn, Herzchen?"

„Das Nichtsthun, das Träumen, das: ein gutes Kind sein. Ich will hinaus."

„Wohin denn?"

„An die Luft," sagte sie mit glänzenden Augen.

„Und erst achtzehn Jahre alt," wehklagte er.

Er hatte wohl vergessen, daß, wenn man alle Tage die Bilder Othellos und Posas gezeigt bekommt, einen die Lust ergreift, den Originalen ähnlichen Personen zu begegnen.

„In zwei Monaten ist die Theatersaison aus, dann können wir nach der Schweiz für etliche Wochen."

„In zwei Monaten bin ich vierzig Jahre alt geworden, wenn ich nicht früher hinauskomme. In zwei Monaten ist Juli. Dann singen die Vögel nicht mehr. Ich will die Vögel singen hören, ich will hinaus."

Digitized by Google

„Aber mein Kind, ich kann dich beim besten Willen nicht früher hinausführen, selbst wenn ich mir ein oder zwei Tage Urlaub verschaffte; davon hätten wir beide nichts."

„Gut, ich gebe dir zwei Monate Galgenfrist, aber hör', von heute an will ich täglich mit dir spazieren gehen, ins Café Schuster geführt werden, wo deine Kollegen zusammenkommen und wo ihr so heiter seid, dann —"

„Herr des Himmels," stöhnte der Tragöde, die Hände vor das Gesicht schlagend. Gerade jetzt wo er — nein, es war gar nicht auszudrücken. Jetzt gerade sollte er mit einer erwachsenen Tochter am Arm erscheinen! Wenn sie ihm begegnete, die schlanke Aranka mit den stolz geschweiften Lippen, auf die er demnächst den ersten Kuß zu drücken hoffte! Oder die — die ihn für ganz „ledig" hielt, oder —

„O Klara, warte doch noch ein bißchen," stotterte der verlegene Vater, „in vierzehn Tagen —"

„Heute nachmittag um vier Uhr begleite ich dich in die Probe."

„Aber —"

„Wie soll ich denn an den Mann kommen, wenn du mich immer einkerkerst?"

„Du, an den Mann . . . ."

„Meinst du etwa, ich hätte Lust, ein Kaninchen zu werden?"

Sie hielt Wort. Sie lief mit ihm. Sie schwatzte auf der Straße so tolles Zeug, daß er seine Liebesängsten vergaß und in die heiterste Stimmung geriet.

„Ja, wo zum Teufel haben Sie denn diese Tochter hergenommen?" fragten ihn seine Bekannten. „Ein solches Prachtmädel!"

„Sie ist eben seinem Gehirn entsprungen," bemerkte die Naive, „seht ihr nicht, daß er viel — weniger geistreich ist seit ihrem Erscheinen?"

Nach kurzer Zeit wurde Klara mit Einladungen überhäuft, denen sie, selbst wenn zwei auf einen Abend fielen, gewissenhaft folgte. Ging Papa nicht mit, so war doch das Kaninchen zu haben.

Das schlanke, etwas wilde Kind mit dem herrischen Uebermut der Jugend und der noch ganz echten Natürlichkeit fesselte alle, die mit ihm verkehrten.

Ein Herzog (nebenbei großer Kunstmäcen), der im Toskanischen eben das Bildnis seines letzten Urahnen um dreimalhunderttausend Lire losschlagen ließ, verliebte sich so heftig in sie (er war ihr bei einer Reunion im Künstlerhaus begegnet), daß er sofort die scherzhafte Erkundigung einzog, wie viel in

Digitized by Google

Deutschland eine Windmühle koste. Er wolle Windmüller werden und dieses entzückende Geschöpf heiraten.

Klara berechnete mit ihm, daß er um hunderttausend Lire — zweimalhunderttausend, gestand er, zur Tilgung von Spielschulden zu bedürfen, — noch immer mehr als eine Windmühle bekäme.

Zum Beispiel in Südtirol, wo man schon seine Sprache redete, eine hübsche Ruine mit einem noch aufrecht stehenden Turm. Einige Gemächer pflegten in diesen Ruinen noch immer gut bewohnbar zu sein. Mit der Erwerbung einer solchen „Burg" erkaufte man sich in manchen Fällen das Recht, ihren Namen zu führen. Etwa wenn die Burg „Lanzensprung" hieß, konnte sich der Käufer: „Damian von Lanzensprung" nennen.

Er war nicht häßlich, der Herzog.

Jedenfalls hatte er mehr Sünden als Haare auf dem Haupt. Aber sein pechschwarzer Schnurrbart rettete die Unschuld seines Schädels. Und überhaupt die italienischen Augen ließen alle Mängel als Schönheiten erscheinen.

Diese schwarzen Teufelsaugen mit dem Schmeicheln der Engel in ihrem Blick!

Luigi Cesarotti zählte vierzig Jahre. Klara steckte seine Photographie zuhinterst ins Album und verlieh ihm die Würde eines — Reservehauptmanns.

Eines Tages lernte sie einen Menschen kennen, der —

„Warum küssest du mich so oft, meine Tochter?" fragte der Tragöde, glücklich und verlegen, in die leuchtenden Augen seines Kindes blickend.

„O Klara, wenn du immer so lieb mit mir wärst, wie jetzt!" sagte das Kaninchen, und trocknete sich gerührt zwei riesengroße Thränen von den blauroten Backen.

„Warum bist du so unausstehlich?" fragten die Freundinnen.

„Warum bin ich so närrisch?" fragte sie sich selbst.

Gabriel Müller ist kein ungewöhnlicher Name. Aber ein Name ist ja nur ein Rock. Jener, der dahinter steckte, war nicht gewöhnlich.

Schön war er auch, der echte Germane, hoch, mit Goldhaar und blitzenden blauen Augen. Seine Lippen waren röter als andere Lippen. Das alles hätte die wilde Klara nicht so ergriffen, denn eigentlich zog sie italienische Farben germanischen vor, aber eines Tages hörte sie ihn ein Gedicht vorlesen. Als sie mit Thränen im Auge und klopfendem Herzen aus dem Bann erwachte, in den sie seine Stimme und der Inhalt des Gedichtes verzaubert hatten, und sie nach dem Verfasser der Dichtung fragte,

Digitized by Google

antwortete man ihr: „Er selbst, er selbst, der es las, ist der Verfasser."

Hatte er ihre Bewegung gesehen, oder sah er jetzt ihre bewundernden Augen auf sich gerichtet, oder sah er sie überhaupt zufällig erst jetzt, genug, an diesem Abend näherte er sich ihr. Seine Blicke hingen anbetend an ihrem schönen Gesichte. Er berührte ihre Hand nicht, als er sich empfahl. Seine Stirne neigte er fast zu tief vor ihr.

Sie dachte ein wenig an ihn nach jenem Abend. Aber als sie ihm wieder und wieder begegnete, blieb sie seiner immer mehr eingedenk. Er behandelte sie so eigen, so scheu, so voll grenzenloser Ehrfurcht. Mein Gott, sie war ein liebes, harmloses Ding. Sie verdiente ja nicht diese Art. Sie befand sich eigentlich gar nicht wohl dabei, wenn er, das Feuer seiner Blicke dämpfend, andächtig auf sie schaute, wenn die Gespräche, die er mit ihr führte, Themen zum Inhalt hatten, die unschuldige Kinder oder Weise interessieren konnten. Nichts vom Alltag wollte er zwischen ihnen dulden. Dem Fleck, auf dem sie stand, schienen Lilien entsprießen zu müssen. Sie wurde ganz verlegen über ihn, über sich.

Sie versuchte zu scherzen, etwas Theaterparfüm in die Atmosphäre zu bringen, mit der er sie umgab. Aber es gelang ihr nicht. Wie von einer kristallenen Eiswand prallten ihre Versuche an ihm zurück. Er hatte sie in den gotischen Dom seiner Verehrung eingesperrt.

Weihrauchdüfte sollten zum Hochaltar emporsteigen, auf dem er sie als Madonna dem Volke zeigen wollte.

Eines Tages hielt Klara ein Buch in den Händen, das auf der zweiten Seite ihren Namen trug. Er hatte seine Gedichte ihr gewidmet, ihr, der Reinen, die er als Lilie besang.

Auf seiner Dichterpalette waren alle Farben Weiß vertreten, vom strahlendsten Weiß des Schnees bis zum gelblichen Ton der Edelweißblume. Aber Weiß, Weiß mußte es sein.

Ihre Augen flossen von Thränen über, als sie sich so erhoben, so heilig befunden sah. Sie schlich zum Spiegel und sah neugierig in ihr Gesicht. Aber augenblicklich hatte sie der Böse beim Nacken, und sie mußte helllaut auflachen. Sie mit ihrem roten dämlichen Mädelgesicht jene Immaculata dort!

Doch schnell ermannte sie sich. Sie wollte von nun an nicht mehr so thöricht sein. Ja, sie fühlte einen frommen Schauer vor sich selbst ihren Rücken hinaufkriechen. Ein Thränlein hängte sich an ihre Wimpern.

Digitized by Google

Was doch alles in so einem Menschen ruhen konnte! Hätte sie's jemals auch nur geahnt, daß in ihr so Großartiges verborgen lag? So Anbetungswertes!

Sie schlich zu ihrem Vater, ließ stumm das Buch in seinen Schoß fallen und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter.

Was würde er fühlen, was sagen?

„Donnerwetter, hat dich denn der Kerl auch um deine Erlaubnis gefragt?" sagte er.

Klara warf ihm einen Blick zu, der ihrem Schauspielerblut alle Ehre machte, und ging stumm aus dem Zimmer.

Sie fühlte sich als Waise. Denn so ein Vater zählte nicht.

Aber wenn man verliebt ist, braucht man die Menschen. Erstens, um alle Gluten an ihnen auszulassen, die man dem einen nicht zeigen darf, zweitens, um mit ihnen von ihm sprechen zu können, und drittens, um die anderen zu quälen und sich zu rächen für die Geduld, die man haben muß bis zu dem ersehnten Moment. —

Daher die Zärtlichkeit und alle anderen plötzlich hervorbrechenden ungewöhnlichen Eigenschaften Klaras.

Der Tragöde war eigentlich ein bißchen eifersüchtig auf den Erfolg seiner Tochter. Ein Buch bleibt länger frisch als ein Kranz.

„Dumme Kleine, dumme Kleine," sagte er mit väterlichem Wohlgefallen, ihr Kinn tätschelnd.

Der Windmüller sank in Nichts.

Klara fühlte nur die Gegenwart eines einzigen Menschen auf Erden.

Im Frühling erschienen abermals Gedichte von ihm. Diesmal trugen sie nicht ihren Namen, aber jeder sah, daß sie an dieselbe Adresse, wie früher gerichtet waren.

Nun erhob die Presse einen Freudenlärm. Alle Zeitungen jubelten dem Dichter zu und priesen in ihm den Messias der arg daniederliegenden Litteratur. Die berühmtesten Komponisten baten um die Erlaubnis, seine Lieder in Musik setzen zu dürfen.

In einigen kam ihr Name vor. Nie zuvor waren ihr die zwei Silben so schön erschienen, die jetzt von tausend Lippen in den strahlenden Sälen der Konzerthäuser erklingen würden.

Ein Rausch ergriff sie. Diesmal hatte der Poet dem Weiß seiner Madonna noch einen Glorienschein hinzugefügt.

Es leuchtete von Gold um sie her.

Ihr weißes Gewand hatte einen goldenen Saum erhalten. Von ihren Schultern fiel ein Goldmantel nieder, mit dessen Schleppe der Dichter seine trunkenen Augen bedeckte. Die Atmo-

Digitized by Google

sphäre um sie her war golden gefärbt, die Sonne schien eine Blechkapsel im Vergleich zu der Helle, die von ihr ausging.

Klara saß stumm auf ihrem Divan. Sie weinte. Ach Gott, sie wußte nicht, was sie anfangen sollte.

Ein Mensch, dem solches geschah wie ihr, konnte, durfte nicht weiter unbedeutend bleiben. Und was sollte sie thun? Woher sollte sie Größe nehmen, um des Glanzes würdig zu sein, den seine Dichterseele über sie ausgoß? Sie wollte sich die Weisheit eines alexandrinischen Gelehrten aneignen, alle Künste bemeistern, tugendhafter werden als Virginia und die heilige Jungfrau. Denn, eigentlich ist es ein Schwindel, sagte sie sich ernsthaft; die Tausende, die seine Bücher lesen, halten mich für einen Ausbund aller Vollkommenheiten; solange ich die Alte bleibe, betrüge ich.

Und so quälte sich das arme Mädchen von der einen Seite, von der andern schlug ihr die heiße Lohe einer täglich sich steigernden Leidenschaft ins Herz.

O, diese zwiefache Unruhe war unerträglich.

Klaras Haus war keine Zufluchtsstätte für Menschen in solcher Gemütsstimmung, wie die ihre. Der Tragöde flickte an den hier und da merkbar hervortretenden Löchern seines Talents, das Kaninchen ärgerte sich über die teueren Marktpreise und ging den ganzen Tag brummend umher. Die jungen Mädchen, die Klaras Freundinnen waren, hatten genug auf dem Kerbholz gegen sie. Denen konnte sie ihre Sorgen, ihre Wünsche nicht mitteilen.

Und so fühlte sie sich totunglücklich in dem goldenen Königsmantel, den der Dichter um ihre Schultern gelegt hatte.

Als sie jedes Wort der zwei Bände auswendig kannte und einsah, daß auch die größte Liebe zwar selig, aber nicht gescheiter macht, daß sie also auf dem Wege des stummen Insichhineingenießens geistig nicht vorwärts kam, wie sie es doch wünschte, kam ihr der Einfall, der einem anderen vernünftigeren Mädchen schon längst gekommen wäre.

In einer Gesellschaft, wo sie Gabriel traf, teilte sie ihm die Not ihres Herzens mit. Sie fing an, von ihrer Kleinheit zu reden, von ihrer Unbedeutendheit, die so gar nicht mit dem übereinstimmte, was er in ihr erblickte. Aber kaum hatte das arme Kind den Mund zu ihrer Konfession aufgethan, so zeigte sich zwischen den olympischen Brauen des Dichters eine tiefe Falte. Er sah einige Augenblicke finster vor sich und begann vom — Wetter zu reden. Er liebte den trüben umflorten Himmel, die Landregenstimmung, das Zwielicht. Da ließe sich am besten arbeiten. Da schwiege

Digitized by Google

gleichsam das Licht, das sonst diktatorisch der Seele Farben aufdränge, die sie vielleicht in diesem Augenblicke verletzen.

Landregen, grauer Himmel, Zwielicht, was hatte das alles mit ihr zu thun? Um vom Wetter zu reden, hatte sie nicht ihr Gespräch mit ihm begonnen. Von sich wollte sie reden. Nochmals begann sie. Diesmal fiel er ihr mit einer Frage in die Rede.

„Wird Ihr Papa wirklich unseren Wohlthätigkeitsabend durch eine Recitation verschönern? Zugesagt hat er, wirken Sie doch dahin, daß er auch seine Zusage hält."

Klara biß sich zornig auf die Lippen. Er wollte absolut von ihr nichts über sie hören. Warum nur? Muß denn nicht den Mann das Innenleben seiner Geliebten interessieren? Giebt es etwas, das seine Spannung mehr erregen könnte, als die Geständnisse ihrer Seele?

„Essen Sie auch Würstchen mit Meerrettich so gerne?" fragte sie am Ende fast weinerlich.

Er errötete und sah sie vorwurfsvoll an. Ihr Königsmantel hatte einen Fettfleck erhalten.

Ganz traurig schlich sie von ihm weg. Er liebte sie doch grenzenlos, warum interessierte ihn nichts *Wirkliches* an ihr? Er hatte sie unzählige Male seine Madonna, seine Königin, seine Göttin genannt. Er wünschte zu ihren Füßen zu sterben. Warum nicht zu leben, fragte ihr kluger Verstand. Warum drängte er sie, so oft sie in ihrer zutraulichen Kinderart sich ihm nähern wollte, schnell zurück in den von überirdischen Sonnen erleuchteten Himmel seiner Phantasie? Sie wollte nicht immer im Himmel lustwandeln mit der langen Purpurschleppe, die er ihr angethan hatte.

Da war der Windmüller ein anderer Mann! Der hatte bereits ausgekundschaftet, wo sie ihre Stiefelchen herbezog, in welchem Blumenladen sie ihre Einkäufe machte, durch welche Gasse sie am liebsten ging. Sie bezogen gemeinsam von *einem* Fabrikanten ihre Cigaretten, und ihr Handschuhmacher durfte in der jüngsten Zeit auch seine zarte Hand bekleiden.

Das war Liebe. So eine Windmüllerliebe freilich.

Warum hatte der göttliche Poet nicht ein bißchen mehr Erde in seinem Blut? Aber vielleicht liebten alle Poeten so. Und sie war ein dummes kleines Mädchen, das nicht verstand, was sich schickte. Aber weh that's ihr von ihm, abscheulich weh. Doppelt, weil sie sich niemandem anvertrauen konnte.

Wenn doch endlich der Tag käme, da er um sie anhielt! Denn daß er das thun würde, daran zweifelte sie nicht. Er müßte ja totunglücklich werden ohne sie. Er liebte sie ja unendlich.

Digitized by Google

Vielleicht wagte er es nur noch nicht, vor den Vater zu treten. Sie hatte gehört, er sei ein Krösus.

Das hielt ihn hoffentlich nicht ab. O, sie nahm ihn ja, wenn er auch ein Bettler war. Sie verdankte ihm ja alles. Hatte er ihr nicht unsterbliche Lorbeeren um die Schläfe gewunden? Wenn in hundert Jahren noch ein weißbärtiger Drehorgelmann das Lied: „Klara, weißer Traum, im Traume meiner Nächte" spielte, das eben jetzt in Noten gesetzt wurde, wem hatte sie ihre Unvergänglichkeit zu danken als ihm?

Welch göttliches Bewußtsein, von einem Dichter geliebt zu werden! Die Lillys, Friederiken, Charlotten, Tonys hatten eine Schwester erhalten.

Sie vergaß Papa, Kaninchen. Mochte der erstere noch so ledern deklamieren, sie gähnte nicht; mochte Kaninchen vor der Thüre dem Fleischerjungen noch so wütende Sermone halten, daß er zu viel Knochen und zu wenig Fleisch bringe, sie lachte nicht.

Von Tag zu Tag hoffte sie die hohe Gestalt Gabriels erscheinen zu sehen, wie er vor ihren Vater trat und sich dann mit glänzenden Augen nach ihr umsah.

Jetzt, wo sie stets über ihn grübelte, fiel es ihr ein, daß er nie darum gebeten hatte, sie besuchen zu dürfen. Das war seltsam. Windmüller kam alle Augenblicke. Auch die anderen Herren, die sich für sie interessierten, benützten jede schickliche Gelegenheit, um ihr Besuche zu machen. Nur er nicht. Er war eben anders als die anderen. Aber —

Als sie nicht mehr lachte, wurde sie krank. Nicht so äußerlich, mit Fiebern und Entzündungen, leise in der Seele. Der hübsche umlockte Kopf hing gesenkt auf dem schlanken Halse wie ein verschmachtender Blumenkelch. Das „dumme Mädelgesicht" hatte sich verlängert. Frauenhaftes Leid redete seine verschwiegene und doch beredte Sprache von ihrer Stirne.

Der Tragöde bemerkte nichts von all' den Veränderungen, die sich mit seiner geliebten Tochter zutrugen. Er war eben in einem erbitterten Federgefecht mit dem ersten Kritiker begriffen, der ihm öffentlich vorgeworfen hatte, sein Bart als Richter von Zalamea sei zu grau gewesen. Der Richter habe eine noch so junge Tochter, folglich müsse auch der Bart jünger sein.

Der große Mime ließ so etwas nicht auf sich sitzen. Eine giftige Notiz nach der andern wurde ins Tagblatt eingerückt. Der Kritiker zerrte allerlei dunkle, verschollene Theatersünden des Tragöden an den Tag.

Digitized by Google

Julius schnob vor Wut. Klara, die den Froschmäusekrieg verfolgte, erschien der ganze Streit höchst abgeschmackt.

Ueberhaupt fing sie an, über allerlei nachzudenken, an das sie bisher nicht gedacht hatte. Die Atmosphäre um sie war doch eine recht ungelüftete, von allerlei zu starken Parfüms kranke. Daß Papa alle Tage ein Dutzend Liebesbriefe erhielt, an das war sie gewöhnt. Aber in der letzten Zeit erhielt er auch manchmal — Damenbesuche, nicht von Kolleginnen, die er vor ihr zu verbergen suchte, aber doch nicht verbergen konnte. Sie ärgerte sich darüber.

Auf der Bühne mochte er Don Juan sein, aber bei ihr zu Hause? Sie errötete vor ihm. Sie verlor ihre Harmlosigkeit. Das Haus, das eine Königin bewohnte, sollte ein reiner Tempel sein. Und sie war doch eine. Und weiß war ihre Farbe. Und von goldener Reinheit sollte die Luft sein, die würdig war, ihr Antlitz zu berühren.

O, er hatte sie das Weiße lieben gelernt, ihr Sänger! Sie fühlte sich mit jedem Tage unglücklicher zu Hause. Sie, die Engelsfittige um sich rauschen hörte, besudelte sich die Lippen mit Schminke, wenn sie den Kuß des Vaters erwiderte.

Wußte er denn nicht, wer sie war? Eine Göttin war sie, geliebt von einem Gotte. So oft sie sich ihres einstigen menschlichen Zustandes erinnern wollte, peitschte sie jener zurück in den Himmel.

Er hatte recht. Die Erde mit ihren Menschen, deren jeder einen geheimen Schminktopf in der Tasche trug, war ein armseliger Spaß. Da droben, wo Regenbogen flimmernde Thore wölbten, unter denen Unsterbliche lustwandelten, wo jede Seele ihren eigenen Gottespsalm hinausjubelte wie eine vom Frühlingswind geküßte Harfe, da war besser sein als auf dem harten festgestampften Wirklichkeitsboden.

Klara beobachtete das Wachsen der schneeweißen Schwingen an ihren Schultern. Sie sperrte sich in ihr Zimmer ein und lauschte auf die Melodien in sich. Sie schlürfte Nacht für Nacht goldschäumende Träume aus dem Becher seiner Dichtung. Ihr Leben von früher erschien ihr als etwas Undenkbares. Mit keinem Menschen verkehrte sie mehr. Stolz ließ sie alle Besuche abweisen.

Ihre Tage waren ein Rausch, ein Traum, ein Tanz auf Goldwolken. Einmal klopfte der Vater wie früher an ihre Thüre. „Zuhören! Morgen abend lese ich Nolten.“

Zu Anfang schlief sie. Dann erwachte sie mehr und mehr. Und dann erwachte sie ganz.

Digitized by Google

„Wie, wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle sie sitzen fände . . . . . im Morgenzwielicht, das Wanderbündel neben ihr . . . . . "

Und auf einmal schrie sie auf und brach in jubelnde Thränen aus. Julius' Haupt hob sich stolzer. O, glaubte er wirklich, daß ihr Erzittern seiner Kunst galt?

Glaubte er das wirklich, der Narr? Sie lachte ihm ins Gesicht mit ihren größten leuchtendsten Augen.

Am nächsten Abend las er. Geputzte Frauen strömten ins Theater, wo die Wohlthätigkeitsvorstellung mit „wechselndem Programm" stattfand.

Um zwölf Uhr nachts, als Gabriel Müllner seine Treppe hinaufstolperte, fand er auf seiner Thürschwelle sitzend — Klara. Sie blickte ihn gleichmütig an.

„Ich bin zu dir gekommen, um nie wieder zu gehen," flüsterte sie.

„Herr des Himmels!" stammelte er. Sie erhob sich und berührte mit der Hand seine Schulter. „Schließe doch auf!" Er schloß zitternd auf. „Aber Fräulein, Fräulein Klara —" „Machen Sie Licht," sagte sie träumerisch.

Er entzündete die Petroleumlampe, die ihm seine Wirtin sorgsam hingestellt hatte.

Digitized by Google

„Ich dachte, du wohntest in einem goldenen Zelt," sagte sie lächelnd, sich in dem mit philisterhaftem Behagen ausgestatteten Gemache umsehend.

Gabriel stand ratlos vor ihr. Aus seinem Gesicht sprachen Verlegenheit, Bestürzung, Aerger. Nur eins nicht.

„Sie haben mir soviel Glorie gegeben," fing Klara mit vestalischem Ernst an, „so viel Heiligenschein um das Haupt gewoben, so viel Lilien um den Saum meines Kleides emporsprießen lassen, daß ich nun das Recht habe, auch um das letzte zu bitten."

„Und das ist?" stammelte er tonlos.

„Brot," sagte sie, ihre Augen fest auf ihn richtend. Er legte die Hände wie verzweifelnd an die Stirne. „Fräulein Klara —" Sie sah ihn mit immer größer werdendem Blicke an.

„Du glaubst, ich bin nur deine Göttin, dein Schutzgeist, deine Madonna, ich will deine — Frau sein, Gabriel. Gieb mir das Brot deiner Liebe, ihren Wein habe ich schon getrunken bis zum letzten Tropfen .... berauscht davon siehst du mich." Sie wankte, er stützte sie mit zitternden Händen und führte sie zum Sofa.

„Fräulein Klara, nehmen Sie Platz. Ich möchte jetzt — aber recht von Herzen weinen, so unmännlich das auch klingen mag."

Sie sah ihn verständnislos an, wie er, unweit von ihr sich niederlassend, den Kopf in die Hände legte.

„S i e möchten weinen, ein König?"

„Ah, was König. Ich bin ein Dichter. Fräulein Klara, der Dichter nährt sich von Hyperbeln. Er sieht einen Adler in einem Zaunkönig, er sieht rot, wo ein anderer schwarz sieht. Wenn er schwarz sähe, wo die anderen schwarz sehen, wäre er ja kein Dichter mehr."

„Wenn er schildert," sagte sie leise, „aber — täuscht er sich auch, wo er — zu fühlen glaubt?"

Gabriel senkte das Haupt tiefer, dann richtete er es auf und sah ihr gerade in die Augen.

„Er w i l l fühlen und f ü h l t. Brot ist solches Fühlen nicht, Fräulein Klara."

„Ah!" stöhnte sie zusammenzuckend.

„Er b r a u c h t Gefühle; ob sie innerhalb aus ihm herausbrechen oder nicht, ist ihm Nebensache. Sie sind sein blitzendes Handwerkszeug, ohne das er ein gelähmter Arbeiter wäre. Daß es noch einen Himmel giebt, verdanken wir ihm. Er hält Wache

Digitized by Google

davor. Denn was wäre er ohne Himmel? Gott ist sein Werk. Er braucht Gott, um seine Harfe an ihm zu stimmen."

Aus Klaras Antlitz war die Blässe gewichen. Ein glühendes Rot stieg darin empor. Und plötzlich sprang sie auf. „Ah, jetzt versteh' ich. Ich war der Haubenstock, an dem Sie die Juwelierkünste Ihres dichterischen Könnens versuchten, die Puppe, an der Sie den Faltenwurf eines Königsmantels studierten .... Deshalb mochten Sie es nicht, wenn ich scherzte und mich als gewöhnliches Menschenkind gab. Deshalb hatten Sie so gar kein Interesse für meine Interessen, für meine blutwarme Wirklichkeit."

Sie schlug die Hände fassungslos zusammen und lief im Zimmer auf und nieder. „Nein, nein, nein ....."

Plötzlich blieb sie stehen. Ihre eben noch in Thränen schwimmenden Augen blitzten ..... Das Komische der Situation hatte sie gepackt. Sie trat an Gabriel heran. „Was geben Sie mir für die vielen Stunden, die ich Ihnen unbewußt Modell stand?"

„Fräulein Klara, haben Sie Mitleid," stammelte er. „Sie ließen mich in einen solchen Abgrund von Güte und Reinheit blicken, daß ich —"

Klaras Hand hielt eine Photographie empor. Sie hatte auf dem Schreibtisch gestanden. „Wer ist das?"

„Meine Braut," sagte er mit weicher Stimme.

„Ihre Braut? Die? Ist sie — reich?"

„Nein, sie ist arm und, wie Sie sehen, häßlich. Aber sie ist gut und sanft. Und wenn ich von meinen Wanderungen da oben zurückkehre, will ich ein Weib finden, an dessen Brust ich mein übermüdetes Haupt legen kann, ein Weib, das mich beruhigt, nicht aufregt, eine, die nicht mehr begehrt, als ich freiwillig gebe. Ich brauche nämlich unendlich viel für mich allein," setzte er leiser hinzu.

Klara blickte bewegt auf das Bild des unscheinbaren Mädchens. Plötzlich hatte sie es an ihre Lippen gepreßt.

„Wissen Sie, Gabriel, am Ende ist es gut so, wie es gekommen ist. Denn — ich, und einem Manne eine solche Gattin sein! Aber hören Sie, nun gehe ich. Nein, nein, nicht im Zorn. Nur eins müssen Sie mir erlauben! Daß ich diese ganze Geschichte meinem künftigen Gatten erzählen darf. Sie ist zu drollig." Er erhob sich.

„Fräulein Klara, ich danke Ihnen für Ihre himmlische Güte! Manchmal haben die Poeten richtige Instinkte —"

„Wie? Na wissen Sie, ich werde nun wohl den Windmüller heiraten. Denn zu Hause zu bleiben, habe ich keine Lust mehr."

Digitized by Google

Sie schritten die Treppe hinab.

„Windmüller?“ fragte der Dichter, „kenne ich den Herrn?“

„Ich meine ja den Herzog. Mindestens habe ich bis zur königlichen Würde, mit der Sie mich belehnten, keinen so weiten Weg mehr zu machen.“

„Lieben Sie ihn?“

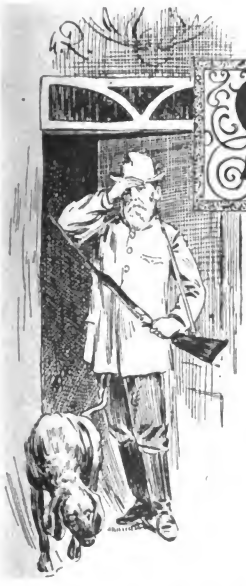
„Sehe ich sehr verweint aus?“

„Nein.“

„Werden Sie mich wieder besingen?“

„Nie wieder. Sie sind — zu gut dazu.“

Digitized by Google



Gerichtet.

Still, Diana! Was hast du denn, albernes Tier? Es ist der Sturm, der sich an den Fenstern zu thun macht, alte Spürnase du.“ Der Förster strich beruhigend über den Kopf des Hundes, der winselnd unter dem Sofa hervorgekrochen war und seinen Herrn ängstlich anblickte.

„Kusch dich!“

Ein tastendes Dahingleiten über die Fensterscheiben, ein Knurren des Hundes.

„Daß dich!“ Der Förster sprang fluchend auf, ergriff die an der Wand hängende Flinte und verließ das Zimmer. Er öffnete die von innen verriegelte Flurthüre und trat vor das Haus.

Der Wald in schimmernde Schneeschleier gehüllt, lag vor ihm. Wie riesige weiße Gespenster, stumm und drohend, umgaben Lärchen und Tannen in dichten Gruppen das Haus. Ein pfeifender Wind glitt behend durch sie, ohne sie zu bewegen, streute weiße Schneemengen durch die Luft und verlor sich im beschneiten Gestrüpp, das knackend und wispernd seinem Angriff die schwachen Zweige preisgab. Es lag eine große Gebundenheit, unter der sich jedoch ein feindlicher Geist zu verbergen schien, auf dieser Winternacht. Sie glich dem Menschen, der müde ist und schlafen möchte, aber, von einer bösen Vision gefaßt, nicht zu friedlichem Schlummer kommt.

Der Hund schmiegte den Kopf an seines Herrn Kniee. Die klaren ruhigen Augen des Försters blickten forschend hinaus,

Digitized by Google

erspähten: aber nichts Verdächtiges. Der schmale Weg, der vom Forsthaus nach dem Markt führte, war wieder zugeschneit, obgleich Fritz, Berthold Frohs Gehilfe, ihn erst vor zwei Stunden ausgeschaufelt hatte. Berthold hatte dem Burschen den heutigen Abend freigegeben. Er trat wieder in seine freundliche, von angenehmer Wärme durchstrahlte Stube zurück, und setzte sich, nachdem er die Flinte behutsam in eine Ecke gelehnt hatte, auf seinen früheren Platz.

Der Theekessel über dem glimmenden Docht barg noch genug Inhalt in seinem bauschigen Leibe. Der große braune Eichentisch, auf dem er stand, war zur Hälfte mit Plänen und Büchern bedeckt. Berthold setzte sich behaglich in seinen Lutherstuhl und nahm die abgebrochene Lektüre wieder auf. Es war das große Reisewerk eines Forschers aus dem XVII. Jahrhundert. Der Förster war ein leidenschaftlicher Liebhaber solcher Lektüre. Die Ferne besaß großen Reiz für ihn. Er war trotz seines äußerlich praktischen Sinnes, seiner tüchtigen Fachkenntnisse, der Strenge gegen seine Untergebenen, die auf tiefen Respekt vor dem Herkömmlichen schließen ließ, ein großer Romantiker mit einer weiten unabhängigen Seele geblieben. Sein Herz offenbarte sich in seinen Händen, etwas großen, täppischen Kinderhänden. Mit ihnen hatte er in die „andere Hälfte der Menschheit" gegriffen, voll Sehnsucht und stürmischem Begehren. Aber lauter Hüllen ohne Inhalt waren ihnen begegnet. — Da hatte er sich denn mit den ungefüllten Händen in die Einsamkeit hier gesetzt. Und es ging.

Die Welt ist breit und der Himmel ist breit, und beide, so groß sie sind, voll von Ueberraschungen und Herrlichkeit. Berthold stellte seine Kraft in den Dienst der Natur. Sie füllte seine Hände und legte ihr junggrünes Haupt in sie.

„Diana, wenn du jetzt nicht kuschst, giebt's Prügel, verstanden?"

Er trank sein Glas Thee hinunter, in das er tüchtig Rum gemischt hatte, und lehnte sich zurück.

Der Hund stand am Fenster und winselte. Irgend etwas mußte wohl los sein, denn der Hund war viel zu klug, um unnötig Spektakel zu machen. Der Förster ließ seine Blicke durch die Stube schweifen.

Jagdtrophäen, etliche gute Stiche, Scenen aus dem Jägerleben darstellend, bedeckten die dunkelrot gestrichenen Wände. Außer dem großen Tisch, an dem er sitzt, befindet sich noch ein Sofa, ein Bücherschrank, eine Kommode im Zimmer. Im Hintergrund steht hinter einem grünen Vorhang sein Bett. Seine Blicke

Digitized by Google

finden alle Ecken frei, nirgends etwas Besonderes, das dem Hund Veranlassung zu seiner Unruhe geben könnte.

„Weißt du was, Schwerenöter, du giebst ja doch keine Ruhe, bevor ich deiner Hundenase Genugthuung gegeben, wir wollen zusammen die nächste Umgebung des Hauses untersuchen. Marsch!"

Der Förster wirft einen Mantel um sich und geht, vom Hunde gefolgt, vor das Haus und ein Stückchen weiter.

Mit einemmale beginnt Diana wie toll zu laufen. Links, rechts, links, nach vorne, zurück. Kühle Schneeschleier flattern dem Förster in's Gesicht. Es knackt und wispert um ihn, am Himmel kreuzen sich Sternschnuppen. Einmal hält etwas seinen Mantel fest, daß er stolpert. Er blickt zurück, und stößt einen kernhaften Fluch aus.

Plötzlich hält der Hund, bellt wie verrückt, und läuft in's Gestrüpp. Berthold folgt ihm.

Etliche Haselstauden. Zwischen ihren weißen Armen kauert etwas, das sich beim Nahen des Försters erhebt. Es will davon huschen, doch schon hat seine beherzte Hand den Spuk gefaßt. Es ist ein kleines graues Männchen. Ganz dünn, ganz leicht. Ein Greis, ein Kind, oder — hier in der Dämmerung kann man die Züge des Gesichts nicht genau unterscheiden.

Berthold, ohne ein Wort zu verlieren, nur den Hund durch Blicke beruhigend, schleppt sich das schwach wehrende Graue ins Haus, in sein Zimmer hinüber.

Er schraubt die Lampe höher und sieht sich seinen Fund an. Es ist ein kaum dem Knabenalter entwachsener Bursche mit fahlem Antlitz. Erde, welke Blätter und halbzergangener Schnee hängen an seinen Kleidern, seinem Haupthaar. Der muß schon lange draußen genächtigt haben. Ein dünnes graues Röcklein bedeckt den dürftig gebauten engbrüstigen Oberleib. Der Hals ist vielfach von einem Wollshawl umwickelt. Bebend, mit gesenkten Lidern, steht das Bürschlein vor den durchdringenden Blicken des Mannes vor ihm.

Dem schießt blitzartig ein Gedanke durch den Kopf. Gestern befand sich in seiner Zeitung ein Steckbrief mit dem Bilde eines jugendlichen Verbrechers, der in der Hauptstadt einen Bürger im Schlafe überfallen und wie ein Vieh zu Tode geschlachtet hat. Die Beschreibung paßt auffallend auf den vor ihm Stehenden. Bloß als Haupterkennungszeichen des Mörders ist eine breite, rote Narbe angegeben, die quer über seinen Hals läuft.

Berthold zuckt's in den Fingern, er will dem Burschen den Shawl vom Halse reißen, besinnt sich aber.

Digitized by Google

„Na, Bürschlein," sagt er laut, „gestehe, was hast du in meinem Forst gesucht? Aber nicht lügen, sonst hau' ich dir den Schädel mit dem Kolben da ein." Er hebt seine Flinte hoch. „Hast du Waffen bei dir?"

„Nein," antwortet die rauhe, heisere Stimme des Burschen, „ich habe keine Waffen."

„Was hast du also gewollt? Rede."

„Uebernachten."

„Wo sind deine Legitimationspapiere?"

„Man hat sie mir im Wirtshaus in Liebau, wo ich meine Zeche nicht bezahlen konnte, zurückbehalten."

„Lüge Nummer Eins," sagt der Förster gelassen. „Bist du allein, oder hast du Gefährten bei dir?"

„Meine Kameraden sind im Markt zurückgeblieben. Sie wollten da nächtigen, ich aber —"

„Lüge Nummer Zwei. Du bist allein. Ich glaube, du hast —" der Förster tritt ihm einen Schritt näher, „du hast irgend etwas zu verbergen, he?"

„Ich?" Mit einer mechanischen Geberde hebt der Graue den Kopf auf. Seine Blicke drehen sich von unten nach oben, wandern wieder zur Erde und schieben sich, während der Kopf wieder nach vorne sinkt, zum Antlitz des Försters hinauf.

Diesen durchfährt's kalt. Als ob eine Schlange über sein Gesicht gekrochen wäre.

„Na, nimm mal den Shawl ab und setz' dich dort in die Ecke," sagt er mit überlegter Gutmütigkeit. „Ich bin kein Menschenschinder, der ein Geschöpf vor seiner Thüre erfrieren läßt."

Und er tritt zur Kommode, nimmt eine von den blaugeblümten Porzellantassen, die da stehen, füllt sie mit Thee und reicht sie dem Burschen. Dieser ergreift sie zitternd und leert sie in einem Zuge.

„Na, nun setz' dich aber auch." Der Förster führt den jungen Menschen zu dem Stuhl am Fenster und setzt sich ihm gegenüber in seinen Armsessel am Tische. Diana drückt sich mit eingekniffenem Schwanz an des Försters Beine, die Augen unverwandt auf den Fremden gerichtet.

„Hier herinnen ist's heiß," meint Berthold ruhig, seine Pfeife stopfend, „nimm doch den Shawl ab."

„Wenn Sie erlauben, behalte ich ihn um," sagt der Bursche mit seiner rauhen Stimme, „das Lagern im Wald hat mich ganz erkältet."

Digitized by Google

„Aha!“ ..... Dieses kleine, schwache Geschöpf da. Freilich, um einen im Schlaf zu überfallen und tot zu stechen, dazu gehört nicht viel Kraft. Niemand würde dem Burschen mehr als zwölf Jahre geben. In Wirklichkeit zählt er sechzehn.

Der Förster paffte aus seiner Pfeife.

„Na, nu sag' mal, du siehst, ich bin kein Menschenfresser, was hast du eigentlich angestellt, daß du flüchten mußtest? Bist wohl aus deiner Stellung als Ladenjunge oder so entlassen worden, einer Veruntreuung oder Aehnlichem wegen, hm? Ich lese hier draußen nie eine Zeitung und weiß nicht, was in der Welt vorgeht. Also leg los und rede!“

In des Burschen fahlweiße Wangen kehrt die Lebensfarbe wieder.

Wenn er nur nicht lügt, denkt der Förster bei sich. Und doch wieder wünscht er, daß jener — nicht die Wahrheit sage, nicht jetzt gleich. Erst bis es sich erwärmt hat, das halbverkommene, kleine, elende Wesen in dem dünnen Röcklein. Und dann müßte er alles genau berichten, vielleicht doch, daß sich irgendwo ein kleiner Milderungsgrund für die That auffinden ließ.

So zwischen zwei Wünschen schwebend, versenkt der Förster seine Augen in das kleine schwächliche Knabengesicht mit den schnellen, flüchtigen Blicken, die an das Huschen von Mäusen erinnern.

„Ich hab' nämlich die riesige Spiegelscheibe eines großen Schaufensters zerbrochen, kann sie nicht bezahlen, und möchte dem Eingesperrtwerden entgehen.“

„Ei der Tausend, sonst nichts,“ meint der Förster, „na dann!“ Dabei geht ihm ein Stich durchs Herz. Diese mit gleichgiltiger Stimme gesprochene Erzlüge!

„Wenn's weiter nichts ist! Einer zerbrochenen Scheibe wegen! Da geh' ruhig wieder zurück. Wenn du es nicht absichtlich gethan hast, können sie dir ja nichts anhaben.“

„Ich möchte lieber weiter wandern. Was hab' ich von der Stadt? Mitmachen kann unsereiner doch nichts.“

„Hast du noch Eltern?“

„Ja, die Mutter lebt.“

„Ist sie in dürftigen Verhältnissen? Arbeitet sie irgend etwas?“

„Sie wäscht für Fremde.“

„So, so. Da wird's wohl knapp bei euch hergegangen sein, besonders wenn noch Geschwister da sind.“

„Ich bin das einzige Kind.“

Digitized by Google

„Gingst du zur Schule?"

„Ja, bis vor zwei Jahren."

„Und dann?"

„Kam ich als Laufbursche zu einem Kaufmann."

Jetzt lügt er, dachte der Förster. In Wirklichkeit war er in einem Bureau als Schreiberlehrling angestellt gewesen!

„Wie viel Gehalt bezogst du denn?"

„Dreißig Mark monatlich."

„Für einen Laufburschen ziemlich viel. Da brauchtest du also keine Not zu leiden."

„Nein, die habe ich auch nie gelitten."

Das war ehrlich, ebenso wie die Gehaltsangabe. Also mitten in dem Lügengewebe doch wieder ein Anklang an die Wahrheit. Der Förster schüttelt den Kopf. Dann steht er auf und schreitet im Zimmer auf und nieder.

In seinem Innern arbeitet es mächtig. Menschliches Erbarmen kämpft mit seiner Liebe für die Gerechtigkeit. So geht er eine zeitlang auf und nieder. So oft er am Ende des Zimmers, bei seinem Bette angelangt ist, folgt ihm ein schiefer Blick des Burschen.

Endlich stößt Berthold mit einer heftigen Bewegung seinen Stuhl dem des jungen Menschen näher und läßt sich nieder.

Der Bursche ist ganz in den Bannkreis seiner Augen gerückt. Vom Sprechen, oder von der Wärme, hat sich sein Shawl am Halse etwas gelockert. Der Ansatz einer breiten blutroten Narbe wird sichtbar. Der Förster stößt dichte Wolken aus seiner Pfeife.

„Na also, nimm Vernunft an, Bursche. Wegen der zerbrochenen Spiegelscheibe darfst du dich dreist zurückwagen. In der Hauptstadt giebt's für die Gerichte viel wichtigere Beute. Wie gesagt, ich lese keine Zeitung, aber was mir von früher her so erinnerlich ist."

„Kommen denn keine Leute zu Ihnen?"

Die schiefen Blicke hängen sich an des Försters Lippen.

„Leute? Na ja. Gehilfen, Waldhüter und dergleichen. Die haben nur Geschäftliches mit mir zu reden und erlauben sich nicht, mir Neuigkeiten mitzuteilen. Früher, wie ich selbst noch viel in der Stadt zu thun hatte, erfuhr ich mancherlei. Da gab's einen Aufsehen erregenden Mord, ich interessiere mich sehr für solche Sachen — oder einen Raubanfall unter abenteuerlichen Umständen ausgeführt u. s. w. Jetzt, wie gesagt, höre ich von alledem nichts. Dein Kinderstück ist das erste, was ich wieder von draußen vernehme. Eine zerbrochene Spiegelscheibe! Hehehe!"

Digitized by Google

„Es giebt noch immer interessante Fälle."

Der Bursche hält inne. Sollte er mit seinem Verbrechen renommieren wollen? Der Förster hüllt sich mit gleichgültiger Miene in die dichten Rauchwolken.

„So? Was denn, zum Beispiel?"

„Jüngsthin der Mord an Herrn Siegmund."

„Kenne ich nicht, was war's damit?"

Gebe Gott, daß ich ihm gnädig sein darf, daß er einen mildernden Grund vorbringt, denkt Berthold, der sich in diesem Augenblicke als Herr über Leben und Tod des Verbrechers fühlt.

„Also was war's mit der Geschichte?"

„Na, er ist totgestochen worden."

„Von wem?"

„Von einem seiner Bureaugehilfen."

„Donnerwetter. War wohl ein ekeliger steinreicher Geizhals, der Alte. Wart', ich werde dir noch eine Tasse Thee eingießen."

Er reicht dem Burschen die aufs neue gefüllte Tasse hin, die dieser gierig leert.

„Das war es gerade nicht, aber der Gehilfe wollte auch mal etwas Geld in die Tasche bekommen. Er hatte immer nur das Notwendigste gehabt."

„Und da stach er ihn tot?"

„Ja."

„Fand wahrscheinlich, daß dies der leichteste Weg war, zu Ueberfluß zu gelangen. Na und der Alte? Ließ der sich so gutwillig abstechen?"

„Er schlief ja."

„Und wie hat es der Bursche angefangen, daß er nicht erwachte. Potz Blitz, das war doch eine heikle Geschichte."

Die Wangen des Burschen färbten sich leicht. Er sah unstät im Zimmer umher.

„Er kaufte sich einen Revolver, dann erinnerte er sich, daß der Knall ihn verraten könnte, verkaufte ihn wieder und wählte sich einen auf beiden Seiten geschliffenen Dolch. Mit dem bewaffnet, stieg er durch das offenstehende Fenster in das Schlafzimmer des alten Herrn — es ging nämlich auf einen Gang hinaus — und wartete so lange, bis er den Alten die Schlafzimmerthüre öffnen hörte." . . . . .

„Und dann?"

„Dann wartete er bis er schlief."

„Und?"

Digitized by Google

„Dann kroch er vorsichtig heran, suchte behutsam die Stelle des Herzens bei dem Schlafenden, und stach zu. Nach dem ersten Stich erwachte der Mann und schrie um Hilfe. Nun stach der Andere blindlings zu, denn er wollte ihn stille machen."

„Und?"

„Na dann hörte er von draußen Stimmen, ließ ab und floh."

„War denn das Thor geöffnet?"

„Er hatte schon einige Tage vorher einen zweiten Hausthorschlüssel zu sich genommen, der sich in der Wohnung befand."

„Also alles aufs beste vorbereitet?" Berthold zuckte zusammen. Diana war zu ihm geschlichen und hatte ihren Kopf an ihn gedrückt. Ihre Augen hingen glühend an dem Fremden.

„Na und wie war's denn mit der Beute? Er hat also wohl nichts bei der Sache gewonnen, da er doch fliehen mußte."

Der Bursche nickte. „Nee, nichts hat er gewonnen."

„Hm, hm, nichts gewonnen und den Kopf aufs Spiel gesetzt?"

„Den Kopf? I bewahre. Ein Mörder unter achtzehn Jahren kann nur fünfzehn Jahre Gefängnis erhalten."

„Teufel, aber das wußte der Bursche doch gar nicht."

„Natürlich wußt' er es."

„Also unter dem Schutz dieses Paragraphen beging er den Mord?"

Digitized by Google

Der Gefragte nickte.

Der Förster erhob sich und maß mit mächtigen Schritten die Stube.

Seine Stirnadern schwollen an.

Er blieb stehen und sah nach der Zimmerecke. Dort kauert das mausgraue Etwas, klein, dünn, daß es bequem zwischen Thürspalten durchschlüpfen, sich in dunklen Ecken verbergen kann, um dann wie ein giftiges todbringendes Tier auf sein Opfer zu stürzen. Hat die Not dem Mörder den Dolch in die Hand gedrückt? Nein. Mißhandlung durch seinen Vorgesetzten? Nein. Hat er etwa durch Phrasen gewisser Schwärmer verführt, sich vermittelst des Raubes die „Freiheit" erkaufen wollen? Auch nicht. Man sieht's ihm an, der hat nie andere als Schulbücher gelesen. Er wollte einfach Geld haben, mehr als er verdiente, und mordete. Und der Paragraph, der über die zulässigen Strafen für minderjährige Verbrecher handelt, war der Schild, unter den er schlüpfte, um der Polizei ins Gesicht zu lachen. Seht, ihr könnt mir nicht an den Kopf. Ich bin klüger als ihr. Ich habe den schlauen erwägenden Verstand eines reifen Verbrechers, trotzdem ich erst sechzehn Jahre alt bin und von euch für ein Kind gehalten werde. Ihr, die ihr mehr Jahre als ich zählt, seid die Kinder.

Und dieses Ungeheuer, diese Brut voll Heimtücke, Schlauheit und bestialischer Brutalität, von einer Frechheit, welche an die der ausgefeimtesten Verbrecher gemahnt, soll dem Leben erhalten werden? Wozu? Damit er nach fünfzehn Jahren gewiegter zu neuen Unthaten schreitet? Oder könnte, denkt der Förster, wirklich jemand glauben, daß dieses Geschöpf dort in der Ecke, als reiner gebesserter Mensch, das Gefängnis verläßt? Was sollte ihn denn bessern? Der Anblick der anderen Räuber und Mörder, die seine Gesellschaft bilden? Die Natur, die er nicht zu sehen bekommt? Die Stickluft, in der er lebt? Der Hunger nach Genuß, der seinen Körper durchschütteln wird, während der langen Haftjahre? Es ist, als ob die Menschen mit Blindheit geschlagen wären. Ziehen sie sich nicht ihre Raubtiere im Gefängnis groß, über deren Giftbisse sie sich dann beklagen?

Du hast getötet, folglich auch dir der Tod. Zahn um Zahn, Auge um Auge. Das ist die einzige Vernunft, alles andere Handeln ist unverantwortlicher Humanitätsdusel, der geradezu zum Verbrechen anreizt.

Basta!

Der Förster thut einen Schritt auf den Burschen zu. Da lähmt ein Gedanke seinen ausgestreckten Arm. Wie, wenn dieser

Digitized by Google

junge Mensch da in der Mordnacht einen Strich unter sein Leben gezogen hätte? Wenn er von jetzt ab rechtschaffen werden wollte? Entweder tötet den Verbrecher oder laßt ihn frei laufen, um ihm Gelegenheit zur Besserung zu geben.

Und eine Reihe von Vorstellungen erwacht in Berthold. Wie wär's, wenn er....

„Hör mal, Bursche," sagt er zu dem Zitternden, die Erregung des Försters hat ihm bange gemacht, „du hast mir da einen interessanten Fall erzählt. Aber ich muß morgen früh, um drei Uhr, im Forst sein. Kann also jetzt nicht mehr über die Mordgeschichte mit dir reden, sondern muß zu Bett, um mich auszuschlafen. Komm mit mir ich will dir dein Nachtlager zeigen. Halt, das Fenster können wir vorerst öffnen. Ich schlafe immer bei offenem Fenster, hm..."

Er stößt die Fensterflügel auf, daß die eiskalte Luft hineinströmt.

„Hier kann man so etwas wagen," meint er wie im Scherz, „wenn's auch zu ebener Erde ist, wir sind ja auf dem Lande. So. Aaah..." Er verzieht den Mund zu einem mächtigen Gähnen.

„Na, ich werd' schlafen diese Nacht! Das spür ich schon jetzt. Bomben können sie abfeuern neben mir, ich erwache nicht."

Er greift wie in Gedanken in seine Westentasche, zieht etliche Schlüssel und seine Börse heraus, die straff und wohlgefüllt aussieht, und wirft alles achtlos auf den Tisch.

„Na, also komm!" Sie gehen hinaus in den breiten Hausflur. „Hier die Truhe da, auf der die Felle liegen, kann dir als Lager dienen. Streck dich darauf aus und hülle dich gut in die Felle. Morgen früh, wenn ich aufstehe, weck ich dich. Ich rate dir, nach dem warmen Frühstück, das du noch bei mir erhalten wirst, ruhig nach der Stadt zurück zu kehren.

„Ehrlich währt am längsten —" seine Augen richten sich flammend auf die gesenkten Lider des vor ihm Stehenden — „bekenne dich schuldig bei deinem Herrn, er wird dir nicht zu hart begegnen. Das Davonlaufen nützt nichts. Deinem eigenen Gewissen kannst du nicht entfliehen. So, nun mach alles andere mit dir selbst ab, Gute Nacht."

„Gute Nacht," erwidert der Bursche.

„Und du, Diana, marsch an die Kette, da hinein!" Der Förster mit seinem Hund verschwindet durch die rückwärts im Flur gelegene Thür, die nach dem Hofe führt.

Digitized by Google

Als er zurückkehrt, hat sich der Bursche schon in die Felle gewickelt und ruht.

Der Förster schließt geräuschvoll seine Zimmerthür ab, und entkleidet sich.

Ein letzter Blick überzeugt ihn, daß sich, wie immer, Zündhölzer, der geladene Revolver, und eine Kerze auf dem Nachttisch neben dem Lager befinden.

Dann löscht er die Lampe aus und steigt ins Bett. Er faltet die Hände über der Brust, als ob etwas tief in ihm betete!.... Seine scharfen blauen Augen heften sich starr auf das geöffnete Fenster. Alles lautlos. Er muß gegen den Schlaf kämpfen, der ihn sachte einlullen will. Gemach bricht ein weißer Schimmer herein. Es wird heller und heller. Durch die schneeigen Bäume schimmert die schlanke Mondsichel herüber. Man erkennt in ihrem klaren Licht alle Gegenstände im Zimmer. Die Schlüssel auf dem Tische blinken. Bertholds Lider schließen sich, ein traumähnlicher Zustand überwältigt ihn. Er kann nicht mehr die Dauer der Zeit beurteilen, während der er so im Halbschlummer ruht. Da schlägt Diana an.

Wütend, ganz außer sich.

Der Förster zuckt zusammen. Seine Finger klammern sich enger um einander.

„Herr Gott! Herr Gott! Wenn's Fritz wär', der nach Hause kehrt. Oder sonst ein Wanderer, der durch den Wald geht. Nur nicht.. Herr Gott!"

Das Bellen des Hundes verwandelt sich in ein heiseres Schreien

Der Förster fühlt seine Haare feucht werden. Er horcht angespannt.

Da taucht etwas Dunkles am Fenster auf. Es neigt sich herein. Zwei schiefe Blicke suchen das Bett im Hintergrund des Zimmers. Der Förster regt sich nicht. Sein Atem geht laut, gleichmäßig.

Ein geräuschloses Gleiten. Das Dunkle steht im Zimmer und beugt sich über den Tisch, Dianas Jammerlaute übertönen die leise Bewegung im Bett. Auf einmal ein Blitz, ein Knall. Der Mausgraue am Tisch dreht sich um sich selbst und bricht zusammen.

Der Förster steht auf und geht seinen Hund von der Kette los zu machen.....

Digitized by Google

Leopold.

„Du komisch, zu komisch!"

Er neigte zustimmend den Kopf.

Sie lachte. „Weshalb nicken Sie denn?"

„Weil ich mit Ihnen einverstanden bin."

„Aber Sie wissen ja gar nicht, was ich meine."

„Ich bin im voraus überzeugt, daß Sie recht haben."

„In diesem Falle glaub' ich's kaum. Wissen Sie, was ich komisch finde? Sie finde ich komisch."

„Das wußte ich. Ich bin auch ein komischer Kauz, eine Groteske, wie auf irgend einer romantischen Pfeilerkrönung, ein Clown, der die Leute lachen macht. —"

„Aber Leopold!"

Das junge Mädchen schüttelte verweisend den Kopf. Sie standen beide im Grünen. Einige Schritte hinter ihnen lag das Vorortshäuschen, in dem sie mit ihrer Mutter wohnte. Er wohnte in der Stadt. Aber er kam, so oft er konnte, heraus zu ihr. Sie hieß Madeleine d'Orsay und war so arm wie eine Kirchenmaus. Ihre Mutter und sie hätten Succi Konkurrenz machen können. Sie lebten oft wochenlang von etlichen Früchten und ein wenig Kaffee. Sie stammten aus einer verarmten Emigrantenfamilie, die nicht die leiseste Aussicht hatte, jemals wieder empor zu kommen. Beide stickten für ein großes Weißwarenlager, darbten, liebten einander, und waren glücklich dabei. Madeleine zählte siebzehn Jahre; sie erinnerte an ein ungezähmtes Füllen, mit ihrer freiflatternden dunklen Lockenmähne, ihren übermütigen Bewegungen, die einer gewissen wilden Grazie nicht entbehrten. Ihre Mutter glich einer von jenen überschlanken, wehmütig dreinblickenden byzantinischen Madonnen. Freilich, ihr Stübchen bildete nicht den Goldgrund, von dem sich ihr vornehmes Antlitz vorteilhaft abheben konnte. Es war ein armseliges Gelaß mit wackeligen Möbeln, die von längst vergangenen schönen Tagen erzählten.

Digitized by Google

Nur die Aussicht auf die Felder und Wiesen aus den beiden Fenstern war lieblich, und lieblich war auch der feine, unbeschreibliche Duft, halb Lavendel, halb Veilchen, der in der Atmosphäre des Stübchens lag. Vielleicht waren es die Seelen dieser Möbel, die sich von Vergangenem unterhaltend, so süßen Odem ausströmten.

Madeleine stand unter dem wehenden Akazienbaum vor ihrem Häuschen, und schüttelte den Kopf.

„Sie sollen sich nicht selbst herabsetzen, Leopold, Sie sind — eigenartig, aber weder ähneln Sie der Fratze auf einer romanischen Pfeilerkrönung, noch einem Nußknacker, noch einem Clown. Soll ich schildern, wie ich Sie sehe?"

„Bitte," sagte er sich verbeugend.

„Also. Ich sehe einen Mann — Größe: mittel — mit grauweißem, sehr, leider sehr struppigem Haupthaar (das ist Ihre eigne Schuld, es giebt so viel Pomade auf der Welt!), einem rötlichen Bart, kleinen — entschuldigen Sie! — aber sehr hellen, freundlichen Augen, einem Mund, dem bloß die Zähne fehlen, um schön zu sein."

„Ein wunderbarer Kerl!"

„Pst, ich bin noch nicht fertig. Das Komische an Ihnen sind nur die drei, oder vier, oder auch mehr Röcke, die Sie alle übereinander tragen. Das hab' ich Ihnen schon oft gesagt, aber Sie thun's doch nicht anders."

„Liebes Fräulein —"

„Pst. Ferner finde ich komisch, daß Sie nur Leopold heißen. Sie haben mir erzählt, daß Sie weder Vater noch Mutter gekannt haben. Aber die Frau, die Sie zu sich nahm, hat Ihnen ihren Namen gegeben. Warum tragen Sie ihn nicht, und lassen sich von aller Welt nur: „Leopold" rufen?"

Er sah melancholisch auf die Spitzen seiner Stiefel.

„Weil dieser Name in dem kleinen Bündel stand, in dem man mich der Barmherzigkeit guter Menschen aussetzte. Vielleicht .... die Hand meiner unglücklichen Mutter mag ihn wohl geschrieben haben ..... der andere Name geht mich nichts an. — —"

Madeleine sah ihn mißbilligend an.

„Sehen Sie, das ist das Komische. Sonst sind Sie ein sehr guter Mensch, den ich und Mama recht lieben."

Sie reichte ihm mit kaum merkbarem Zögern die schlanke Hand hin, die er gerührt schüttelte.

„Was die Röcke betrifft, liebes Fräulein Madeleine, deren ich zuviel anhaben soll, muß ich Ihnen nochmals bemerken, daß

Digitized by Google

ich nicht nur keinen Schrank, sondern auch kein — eigentliches Zimmer besitze. Wissen Sie, wo ich wohne? Unter der steinernen Treppe in Nummer Sieben der Kapuzinergasse liegt ein winziger Aufbewahrungsort für die Putz- und Säuberungsgeräte des Hausmeisters. Zwischen Besen, Petroleumkannen, Leitern und ähnlichem steht ein altes Eisenbett, darin der Mann, der die Ehre hat, Ihr Freund zu heißen, schläft. Nun frage ich Sie ehrlich, wo sollte ich meine Kleider aufbewahren, wenn nicht hier auf meinem Leibe. Da werden sie doch täglich gelüftet, wenn ich ausgehe, auch kommen keine Motten hinein."

Madeleine lachte herzlich.

„Warum mieten Sie kein Stübchen?"

„Woher sollt ich's bezahlen?"

„Warum arbeiten Sie nicht, um —"

„Arbeite ich nicht?"

Er hielt ihr seine zerkratzten, zerschundenen Hände vor die Augen.

„Wenn man sieben Kinder hat!" Das junge Mädchen zuckte die Schultern, blinzelte ihn etwas hochmütig an, und sagte, leicht den Kopf neigend:

„Ich muß nun hinein. Adieu. Mit dem Hölderlin haben Sie mir eine große Freude gemacht. Wenn es Sie nur nicht reuen wird, ihn mir geschenkt zu haben."

„Nein, bei Gott, das wird's mich nicht."

Er schwenkte den Hut und ging.

Sie trat ins Haus und lehnte den Lockenkopf an die Brust ihrer Mutter.

„Wenn er nur nicht so nach Stall röche, man könnte ihn hereinbitten, aber in einem geschlossenen Raum mit ihm zusammen sein, ist bös."

Die Mutter mit ihrem bleichen, wehmütigen Lächeln nickte.

„Er ist überhaupt kein Umgang für dich."

„Aber er bringt mir so herrliche Bücher. Denk' dir, den Hölderlin hat er mir geschenkt. Hätte ich geahnt, daß er das thut, würde ich die Gedichte nicht auswendig gelernt haben."

„Das schadet nichts. Aber schaden könnte es dir, wenn man dich allzuoft mit dem Menschen sprechen sähe."

„Ist er denn so —"

„Er gehört zu den dunklen Existenzen, Kind."

„Ach, und mir erscheint er so rührend. Sein Leben ist der reine Roman. Nicht Vater, noch Mutter. Eine fremde Frau, die ihn aus Barmherzigkeit zu sich nimmt, aus Barmherzigkeit auf-

Digitized by Google

zieht. Sie hat ein mit ihm gleichalteriges Töchterchen. Er hegt und pflegt das Kind, während sie in die Häuser waschen geht. Mit der Zeit verliebt er sich in sein Pflegeschwesterchen. Es wird älter, er auch. Er ist Ihr Diener, ihr Maitre de plaisir, ihre Stütze der Hausfrau. Wie hätte er daran denken können, als er aus der Volksschule kam, irgend etwas zu studieren? Er mußte das Haus in Ordnung halten, denn Mutter wusch ja draußen, und Fräulein Alice ging in eine höhere Töchterschule und hatte französische und Tanzstunden zu besuchen. Eines Tages verliebt sie sich in einen Mann mit einem geschniegelten Friseurkopf; der Mann ist kleiner Subalternbeamter. Die Zeit, die nun folgte, erzählte er mir einmal, sei die entsetzlichste seines Lebens gewesen. Der arme Mensch mußte zusehen, wie sie einen — denk' dir nur, Mama! einen andern küßte und herzte, und hätte doch am liebsten sich selbst von ihr küssen lassen. Alice heiratet den Friseurkopf. Sie wird krank, gerät in Not, ihre Mutter kann sie nur wenig unterstützen, sein Gehalt ist klein, sie vermag sich nur ein ganz junges Mädchen zu halten, das wenig Lohn bekommt, aber auch so zu sagen nichts von der Wirtschaft versteht. Wer erscheint da und hilft, putzt, säubert, holt ein? Leopold ist's. Er läuft nach dem Arzt für ihr Söhnlein, schnitzt ihm Hampelmänner, trägt ihn Huckepack, läßt sich von seinen kleinen Fäusten hauen und zerren. Bald kommt ein Schwesterchen, Brüderchen, Schwesterchen, sieben Stück. Leopold ist vom Morgen bis Abend bei ihnen in der Küche. Er putzt für alle sieben, auch für die Frau Mama Schuhe und Stiefel. (Papas seine putzt das kleine Dienstmädchen.) Er zerkleinert Kohle und Holz, reinigt die Lampen. Er scheuert auch die Treppe und den Korridor, und klopft die Kleider und Betten. Dafür erhält er ein bißchen Essen und dann und wann einen dankbaren Blick Frau Alicens. Sie brauchen ihn, wie man Wasser und Salz braucht, aber sie kennen seine fast hündische Anhänglichkeit, pochen auf sie, und lassen ihn im Winter in seinem Kellerloch vor Kälte fast verkommen. Wahr ist's ja, daß sie in ihren zwei kleinen Stuben und der engen Küche keinen Platz für einen elften haben. Aber trotzdem, Leopold ist gewiß, ganz gewiß ein rührender Mensch, Mama."

Madeleine hatte im Eifer des Gesprächs rote Wangen bekommen.

„Und ich achte ihn, wenn auch die Welt ihn verspottet."

„Mein herziger Backfisch," lächelte Frau d'Orsay und küßte das Töchterchen. — — — —

* * *

Digitized by Google

Indessen hielt der Besprochene auf einem Stuhl in der Küche sitzend, die Hand ans Ohr.

„Was thut's da drinnen?"

„Klingen," antwortete ein kleiner Knirps, der auf seinen Knieen ritt.

„Und was bedeutet das?"

„Daß jemand an dich denkt, Onkel."

„Stimmt, mein Kleiner, vielleicht — das Glück."

„Wer ist das?" fragte der Knabe.

„Ein goldner Schmetterling, der umherflattert."

„Hast du ihn gesehen?"

„Nur von weiter, weiter Ferne, mein Junge."

Frau Alice Schubert trat heran, einen Teller Suppe in der Hand.

„Iß, Leopold, du mußt später die Kartoffeln holen. Ich hab' gesagt, du holst den Sack um drei. Wirst du ihn auch tragen können? Es sind achtzig Pfund darin."

Die Augen der hübschen, vollen, blonden Frau blickten ängstlich auf ihn.

„Geht's nicht auf einmal, dann mach ich's in zwei Gängen."

„Dann mußt du auch um Pepis Stiefel, und zur Wäscherin. Sie soll wenigstens einen Teil der Wäsche noch diese Woche bringen."

„Soll alles besorgt werden," sagte Leopold, den Teller auslöffelnd. „Mach' dir nur keine Sorgen."

Eine Viertelstunde später war er auf dem Weg. Er ging seiner Gewohnheit nach langsam und blieb vor allen Läden stehen. Am meisten vor den Schaufenstern der Buchhändler. Er interessierte sich leidenschaftlich für Bücher. Sein merkwürdiges, abenteuerliches Leben hatte die Liebe zur Romantik in ihm groß gezogen. Die Stunden, in denen die Familie Schubert seiner nicht bedurfte, verbrachte er auf einsamen Spaziergängen außerhalb der Stadt, wo er, in Gedanken versunken hingehend, laut vor sich her sprach. Oder er lag irgendwo in einem Busch über ein Buch geneigt und vergaß Gott und die Welt darüber. Wo er die Bücher hernahm? Vom Greißler, bei dem er Schuhwichs und Kienspäne holte, vom Kaufmann, der ihm Zucker und Kaffee in alte Zeitungsberichte einwickelte, vom Bäcker, von allen Leuten, mit denen er zu thun hatte. Sie wußten es alle, daß sie ihn glücklich machten, wenn sie ihm eine alte Schwarte, sei es ein Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert, oder das halbzerrissene Gebetbuch einer alten ver-

Digitized by Google

storbenen Großmutter schenkten. Er las sehr viel, und im Laufe der Zeit hatte sich in ihm ein feiner Geschmack entwickelt. Mit Frau Schubert konnte er nicht über Bücher sprechen, denn sie verstand so viel von ihnen, wie ein Nashorn vom Sechsschritt. Bei einem alten Trödler, wo er öfter saß und plauderte, hatte er Madeleine, das schöne Kind der „Gräfin", wie man Frau d'Orsay hieß, kennen gelernt. Des Trödlers Tochter war sehr fromm und ging in dieselbe Kirche wie die d'Orsays. Die jungen Mädchen beichteten demselben Priester, kicherten oft backfischhaft zusammen, wenn jemand in der Kirche nieste, oder eine alte Betschwester falsch sang. Madeleine war nicht zu stolz, um dann und wann in den dämmerigen Keller des Trödlers zu huschen, wo die kleine, bleichsüchtige Tochter sie jubelnd begrüßte. Leopold behandelte sie wie eine Prinzessin aus irgend einem Märchenlande; später wurde sie seine Vertraute in litterarischen Angelegenheiten.

Auch sie las gerne. Er lieh ihr Bücher. Frau d'Orsay fand, daß „dieser Mensch, den man nicht ins Zimmer lassen konnte, weil er nach Stall roch," den Geschmack eines hochgebildeten Mannes besaß.

„Woher nur?" zerbrach sie sich den Kopf.

Woher hat manches Bauernmädchen so viel natürliche Grazie, mancher Bettler so viel vornehmen Stolz in der Bewegung, womit er die erhaltene Gabe in Empfang nimmt? Woher hat der ungarische Zigeuner den hinreißenden, süßen, vollen Ton auf seiner Geige, den prächtigen Sitz auf seinem ungesattelten Roß? Das sind heimliche Geschenke, die ein liebreicher Genius dem Armen, dem er nicht des goldenen Glückes Fülle mitgeben darf, heimlich in die Wiege legt. Leopold weinte mit Hölderlin um Diotima, dann gab er ihn Madeleine. So schöne Gedanken sind noch nie in Theeservietten gestickt worden, wie damals, da Madeleine „Ihr wandelt droben im Licht" las und bei der Arbeit sich wieder und wieder vorsagte. Das junge Mädchen besaß eine eigene Art, Gedichte, die sie sehr liebte, zu sprechen. Ihre Zunge liebkoste dann gleichsam die Laute, die das Wort bildeten, und halbgeflüstert wie Liebesstammeln kamen die Sätze zwischen ihren Lippen hervor. Der Mutter sank in solchen Augenblicken die feine Näharbeit langsam aus den durchsichtigen Händen, und sie lauschte mit glänzenden Augen.

Leopold hatte in letzter Zeit sich angewöhnt, ans Fenster zu klopfen und durch die Lücken, die die blühenden Blumen am Fensterbrett ließen, seine Bücher hereinzustecken. Dann erschien Madeleines rosiges Gesicht hinter den farbigen Topfgewächsen

Digitized by Google

und lachte ihm zu, und er dachte: Wie schön, wie schön bist du, junges Mädchen!

Ihn mit seiner weichen Kinderseele schmerzte das harte Los dieser beiden vornehmen Frauen. Er ahnte, daß sie oft hungerten, denn er kannte die Preise, die für Stickereien bezahlt wurden. Er erschien sich als Prasser, wenn ihm Frau Schuberts rundliche Hand ein Stück mit Schweinefett belegten Brotes zum Frühstück, oder einen Teller dampfender Suppe zum Mittagessen hinreichte. Er zerbrach sich den Kopf, um einen Ausweg für die beiden Frauen zu finden. Er selbst war ja so lächerlich arm und besaß nicht einen Bissen Brot, den er nicht von Frau Alice empfing. Es erschien ihm als Glück, von der Frau, die er liebte, in vollständiger Abhängigkeit zu leben.

Einmal sagte er zu Madeleine im Keller des Trödlers:

„Warum gehen Sie nicht zum Theater? Sie sind so schön und würden in allen Märchenstücken als Engel auftreten können."

Da lachte Fräulein d'Orsay mit ihrem roten Munde und den leuchtenden braunen Augen.

„Schwätzen Sie nicht, Leopold. Eher kann ein Blinder Maler werden, als eine d'Orsay sich den Augen des Publikums preisgeben."

Er errötete über seine Dummheit und sagte gar nichts. Aber innerlich machte er ununterbrochen Pläne für sie. Und einmal, als er wieder an ihrem Fenster stand, und sie ein altes Buch von ihm in den weißen Händen wog und drehte, sagte er:

„Fräulein Madeleine, haben Sie schon zu dichten versucht?"

Da erwiderte sie mit ernsthaften Augen: „Nein." Und dann: „Warum?"

„Vielleicht würden Sie reich, wenn Sie gut dichten könnten," meinte er. „Ich habe gehört, daß es Dichter giebt, die es bis zu tausend Gulden im Jahr bringen. Versuchen Sie's doch einmal."

Die braunen Augen des jungen Mädchens sahen träumend und nachdenkend in die Ferne, dann sagte sie leise:

„Ich will's versuchen."

Er legte eines Tages ein abgegriffenes altes Buch durch die Blumen in ihre Hände. Es trug den Titel: Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Ihrem Wesen nach dargestellt und erläutert von August Knüttell, 1848.

„Lesen Sie es," sagte er, „es enthält Rezepte, wie man Gedichte macht und berühmt wird."

Digitized by Google

Sie blätterte in dem alten Buche, das sehr viel des Nützlichen und Schönen enthielt. Die Mutter sah aus ihrem verblichenen Sessel herüber und schüttelte den Kopf.

Die Tage wurden kürzer. Die beiden Frauen arbeiteten mit frostigen Fingern an ihren Stickereien. Madeleine war in der letzten Zeit einsilbiger geworden. Oft huschten seltsame Schatten über ihr Gesicht, oft flüsterte sie etwas, was die Mutter nicht verstand. In der Nacht seufzte sie, und am Morgen hielt sie plötzlich beim Kämmen ihres prächtigen Haares inne und sah mit sinnenden Augen vor sich. Und einmal sagte sie zu Leopold:

„Das Buch habe ich gelesen, aber ich werde nicht klug daraus. Was soll ich dichten? Worüber denn? Ich weiß es nicht."

Da lachte er auf und wies mit der Hand auf die hell im letzten Herbstsonnenschein daliegenden Felder.

„Hier ruhen zu Tausenden Stoffe, Fräulein Madeleine. Entblätterte Blumen, denen der häßliche Nordost die letzte Farbe von den Lippen küßte, einsame Vögel, in deren Nest sich die Kälte gesetzt hat, Käfer und Schmetterlinge, die um ihre im letzten Herbstregen ertrunkenen Lieben trauern." — — —

Madeleine sah ihn mit halboffenen Lippen an. „Ich glaube, Leopold, Sie selbst sind ein Dichter. Warum machen Sie keine Lieder?"

„Ich? Daran habe ich noch niemals gedacht. Niemals."

Wie hätte er auch daran denken können! Besaß er doch auf der ganzen Welt keinen Platz, ein Blatt Papier hinzulegen, um darauf zu schreiben.

„Dichten nur Sie lieber," meinte er, „Sie haben noch ein so jugendwarmes, klingendes Herz in der Brust, das meine ist schon müde."

„Das glaub' ich nicht," sagte sie mit weichen Blicken. „Aber gut, ich will's versuchen. Im Frühling. Im Winter ist es bei uns immer so kalt, und beim Schreiben von Liedern darf man keine frierenden Finger haben. Nicht wahr?"

* * *

Es kam eine schrecklich traurige Zeit. Tag für Tag grauer Himmel, vom Sturm gepeitschte Regengüsse, ein Geruch von Verwelktem, Faulem, von Totem in der Luft. Und eines Tages stand der eisige, starre, große Winter da und machte alles frieren und schauern. Madeleine ging manchmal abends in der Dämmer-

Digitized by Google

stunde nach dem Keller des Tröblers, sich zu wärmen. In einer Ecke des durch eine Oellampe nur spärlich erleuchteten Raumes stand ein eiserner Ofen. Dort saß die kleine Bleichsüchtige und wärmte sich die Hände.

„Wenn man nicht Christus zu Liebe lebte, wüßtest du, wofür man's sollte?" Und sie klapperte trotz des Ofens mit den Zähnen vor Kälte.

In der Kirche sangen sie fromme Adventlieder. Frau d'Orsay betete zum lieben Christkind um wärmende Scheite, um ein gutes Kleid für Madeleine, und vielleicht ganz zuletzt um einen gnädigen Tod. Zuerst wünschte sie aber das gute Kleid für ihre Tochter, denn in diesen hundertmal geflickten altmodischen Lappen, die ihr Kind trug, konnte keiner es schön finden. Daß Männer sich auch in bettelhaft gekleidete Prinzessinnen verlieben, ist nur ein Märchen. Die meisten halten es gar nicht der Mühe wert, auch nur ihre Blicke auf so ein Mädchen zu lenken.

Madeleine sah dick und plump aus in ihren alten kurzen Kleidern, und doch glich ihr junger Leib einer schlanken zum Himmel schießenden Lilie. Ihre Finger sahen blau und krumm aus, und doch waren es edle Botticellifinger, wenn die Kälte sie nicht gefärbt und gekrümmt hätte. Trotz alledem konnte Frau d'Orsay es nicht begreifen, daß Madeleine siebzehn Jahre alt werden konnte, ohne daß ein Prinz um sie gefreit hatte. Aber das junge Mädchen schien das gar nicht zu grämen. Seine dunklen Augen wurden immer leuchtender, wie von einem inneren Siegesbewußtsein erhellt.

„Wenn ich nur den Leopold sähe," sagte sie. „Was muß ihm sein, daß er nicht mehr ans Fenster klopft?" Und einmal bat sie ihre kleine Freundin im Keller: „Du, sage doch Leopold, er möge kommen, ich hätte ihm allerlei mitzuteilen."

Und dann kam er. Er hatte seine sämmtlichen Röcke übergezogen, sah aber trotzdem sehr erfroren und frostig aus. Im warmen Keller legte er alle, einen nach den andern, ab, bis er nur in einem grünlich-grauen Sommerjakett dasaß.

„Ach," sagte er, die Hände reibend, „ist das gut!"

Madeleine blickte besorgt in sein spitzes, graufarbenes Antlitz.

„Warum sieht man Sie gar nicht mehr?"

„Frau Schuberts Aeltester hatte den Scharlach," meinte er, „da gab's viel zu thun für mich. Darnach erkrankte das Jüngste. Wir wachten an den zwei Krankenbetten. Es war sehr heiß und dumpfig in der Stube. Wenn sie meiner aber nicht bedurften, und ich eine Stunde nach „Hause" ging —" er verzog den Mund

Digitized by Google

zu einem schlecht gelungenen Lächeln, „dann fror ich toll. Das Loch unter der Treppe ist unbeschreiblich eisig in diesem Winter."

„Er wird sterben," dachte Madeleine, „wenn ich ihm doch helfen könnte!"

„Ja, der Winter, der Winter," sagte er zusammenschauernd.

„Und ich," flüsterte Madeleine, indes die Freundin hinausging, um einen Arm voll Holz zu holen, „ich habe — denken Sie nur," setzte sie errötend hinzu — „in diesen Tagen, die für alle so schrecklich waren, habe ich entdeckt, daß es eigentlich gar keinen wirklichen Winter giebt, daß es nur kalt ist, damit uns die Frühlingswärme desto mehr entzücke, dunkel, damit wir das Glück der langen Junimorgen um so seliger empfinden. Ich habe von einem Baum, den ich für tot hielt, einen Zweig abgepflückt, und da sah ich unterm Schnee, den ich wegblies, eine Menge junger, lebendiger Keime. Der Schnee hält sie schützend in seinem weißen Arm, bis sie seiner nicht mehr bedürfen und allein sein können. Auch klingen mir die Lüfte wie von tausend Vogelstimmen, und die Sterne funkeln mir so nah und strahlend entgegen, daß ich meine, die Stirne von ihrem Licht berührt zu fühlen. Ich glaube, es ist an der Zeit, daß ich dichte." — — —

Er sah sie mit seinen kranken, entzündeten Augen glückselig an.

„Thun Sie's, Madeleine, thun Sie's." Die Freundin kam herein, und sie sprachen von anderm. Als sie später auseinander gingen und sich oben gute Nacht sagten, trippelte Madeleine ihm ein Stückchen nach.

„Hören Sie, Leopold, hören Sie! Wie thut man, wenn man etwas gedichtet hat?"

„Man läßt's drucken," sagte er, dem Hut vor dem eisigen Sturm in die Stirn drückend.

„Ja, wie denn nur?"

„Wissen Sie," er überlegte einen Moment, „wenn Sie etwas fertig haben, lassen Sie mich's durch Ihre kleine Freundin wissen, ich bring's Ihnen dann in eine Redaktion."

„Sie?" Sie maß seine elende dürftige Erscheinung. Er verstand ihren Blick.

„Ich sage ja nicht, daß es von m i r ist, — ich — ich mach's schon."

Er grüßte und verschwand im Dunkel der Winternacht.

Madeleine war auf jenem Standpunkt des Elends angelangt, wo man sich durch eine Gewaltbewegung entweder aufwärts

Digitized by Google

schwingt, oder nach der Tiefe stürzen läßt. Man verliert sich, oder man steigt zur Höhe.

Als sie mit fieberndem Lächeln unaufhörlich weiter, unaufhörlich weiter und weiter darauf losstach und doch nicht so viel verdiente, um ihre und der Mutter Hände wärmen zu können, da glaubte ihr überangestrengtes Gehirn, ihr lauschender Sinn Musik zu vernehmen. Es waren wunderbare Laute voll wehmütigen Trostes und verborgener Hoffnung, voll stillender Beruhigung, wie sie etwa eine selbst heimlich weinende Mutter ihrem Kinde spenden würde. Als ob die Weltseele sänge, sänge da draußen in der winterlich kalten, weiten, weißen Einsamkeit, und ihre geheimnisvolle Melodie hereinklingen ließe durch die Ritzen und Spalten der Fenster in das Stübchen der beiden stumm arbeitenden Frauen. Und Madeleine sammelte die Töne und Klänge, wie ein armes Mädchen goldne Aehren zusammenklaubt am Acker. Und es entstand ein klingendes großes Dichtwerk daraus, von magischem Zauber. Sie wußte es nicht. Sie hatte ja nichts dazu gethan, sie hatte nur aufgepaßt und das Vernommene aufgeschrieben. An einem Januarabend gab sie's Leopold. Beim schwachen Lampenlichte im Keller sah er, wie sie blaß und verändert aussah, als ob sie ein großes Erlebnis hinter sich hätte, ernst und hoheitsvoll, und gar nicht mehr so jung wie früher. Leopold getraute sich heute nicht schlichtweg „Maleine" zu sagen, er setzte immer „Fräulein" hinzu; am liebsten würde er „gnädiges Fräulein" gesagt haben. Und während seine Augen über die ersten Seiten des Manuskripts glitten, trat große Verwunderung in sein Antlitz.

„Wie, was sehe ich? Das sind ja keine Lieder, das ist ja Prosa; Prosa, Fräulein Madeleine, die wird noch viel besser bezahlt als Lieder. Wie, wie kamen Sie dazu, und was enthält das Manuskript?"

„O, etwas ganz Schlichtes," sagte sie leise, „die Geschichte einer Mutter und Tochter, die sticken und frieren."

„Und — geht's ihnen am Ende besser?"

„Aber ich werde doch meine Geschichte nicht verraten, lesen Sie."

„Danke, danke, Fräulein Madeleine," sagte er, „ich lese es vielleicht gar nicht, sondern trage es gleich in die Redaktion, damit Sie um so schneller Antwort erhalten."

„Wissen Sie denn wirklich wohin?"

Sie sah ihn mit heimlicher Bewunderung an.

„Ich habe einen Bekannten, der Redaktionsdiener hier in der Kanzlei des „Tageblattes" ist, der läßt mich schon hinein zu den Herren, also, Antwort folgt bald — — —"

Digitized by Google

Er steckte das ziemlich umfangreiche Manuskript in die Tasche seines innersten Rockes.

„Wann hast du das geschrieben?“ fragte die kleine Tochter des Trödlers, ihre Freundin starr vor Verwunderung ansehend.

„Das kann ich dir genau, und doch nicht genau sagen. Einmal des Abends fing ich's an, Mama schlief schon. Dann setzte ich's jeden Abend fort. Aber durch wie viele Stunden weiß ich nicht. Ich werde wohl kaum länger als einen Monat daran geschrieben haben.“

„Und ist es lustig?“

„Nicht lustig und nicht traurig, es ist mein Leben. Hinter dem winterlichen Heute steht ein lenzfrohes Morgen, dem freilich wieder — Winter folgt. Aber weißt du, darüber darf man nicht traurig werden, das ist das Geheimnis des Lebens. Man muß nur mutig durch Lenz und Winter schreiten. Sie gehen beide vorüber.“

Madeleine hatte einen Teil ihrer jungen Gesundheit in die Blätter ihrer Geschichte gepreßt. Sie war, während sie schrieb, über sich selbst hinausgewachsen und ihrer vorauseilenden Seele gefolgt. Nun trat die Reaktion ein.

Eines Tages war ihr Körper wie gelähmt, sie konnte keinen Finger rühren.

Digitized by Google

„Wenn wir beide nur uns haben, Mama," sagte sie tröstend zu der traurigen Mutter, „dann ist's schon gut. Das andere Bittere geht vorüber."

Tag um Tag verging. Die Kälte stieg. Frau d'Orsay arbeitete allein, aber sie stach immer daneben, denn sie weinte. Da klopfte es einmal gegen Abend.

„Leopold," rief Madeleine, mit erwachender Hoffnung sich im Bette aufrichtend.

Aber es war nicht Leopold. Es war der Briefbote. Er gab eine Karte ab. Sie trug Fräulein d'Orsays Adresse, und war von der Schriftleitung einer bekannten Zeitung. Ihren Roman, stand darauf, haben wir angenommen; Honorarforderung erwünscht. Achtungsvoll die Redaktion.

Das junge Mädchen brachte kein Wort heraus, schweigend reichte es der Mutter die Karte hinüber und vergrub sein Gesicht ins Kissen. Am Abend gaben sie ihre letzten paar Heller für Holz aus. Jetzt konnten sie sich ja den Luxus eines beinahe warmen Zimmers erlauben. Beide hatten rotgeweinte Augen vor Freude.

Am nächsten Mittag, die Hoffnung hatte Madeleine rasch gesund gemacht, ging sie nach der angegebenen Redaktion. Der Chefredakteur ließ sie in sein Allerheiligstes treten, bat sie Platz zu nehmen, und unterhielt sich mit ihr. Später kamen noch einige Herren heran und blickten sie mit heimlicher Verwunderung an. Sie erhielt die Anweisung auf eine Summe, die größer war als diejenige, die sie sich mit ihrer Handarbeit das ganze Jahr hindurch verdienten. Und was mehr, man bestellte eine neue Erzählung bei ihr.

„Mein Bruder ist Verleger," sagte der Chefredakteur, „ich werde ihn aufmerksam auf Sie machen."

Madeleine hätte am liebsten die Hände des Mannes geküßt. Sie flog nach Hause und warf sich der Mutter an den Hals. Dann sah sie lächelnd im Zimmer umher. „Nun paß auf, alte Stube, nun sollst du wie ein schönes junges Mädchen herausgeputzt werden." Und sie machte allerlei Pläne. Aber plötzlich hielt sie inne, ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Er, dem ich alles danke, der mein Berater und meine ausführende Hand war, er soll nicht unbelohnt bleiben. Könnt ich ihn nur dazu bewegen, ein anständiges Stübchen zu mieten. Wenn wir's können, gelt, Mama, hast du nichts dagegen, ihm ein wenig zu helfen und —"

Digitized by Google

„Aber, meine gute Tochter," sagte die Mutter gerührt, „ich freue mich ja von Herzen deiner Güte."

Madeleine eilte nach dem Keller des Trödlers.

„Ist Leopold dagewesen? Ich habe ihm eine gute Nachricht zu geben."

Er war schon eine Woche lang nimmer dort erschienen. Fräulein d'Orsay erzählte hierauf ihrer Freundin den Erfolg ihres Manuskriptes, ließ sich bewundern und beglückwünschen und bat, wenn ihr Freund käme, ihn schnell zu ihr zu schicken.

Nach einer Woche sagte Madeleine: „Es muß ihm irgend etwas zugestoßen sein, so lange hat er noch nie gefehlt."

Die Kleine aus dem Keller nickte.

„Mir kommt es auch so vor, aber wie sollen wir erfahren, was mit ihm los ist?"

„Ich gehe zu Frau Schubert, das ist das Einfachste," meinte Fräulein d'Orsay.

Ihre Mutter widersetzte sich anfangs, aber dann erlaubte sie es.

Madeleine hatte sehr oft von Leopold die Straße und Hausnummer der Frau nennen hören. Mit etwas Herzklopfen und einem Gefühl der Bangigkeit ging sie nach dem Hause und klopfte an eine Thüre, die den Namen „Schubert" auf einem Porzellankäfelchen trug. Kindergeschrei tönte von innen. Eine große, blonde, volle Frau öffnete und ließ die junge Dame hinein. Das ist sie wohl selbst, dachte Madeleine und sah sie und die Kleinen an, die sich an ihren Rock klammerten. Dann sagte sie etwas schüchtern:

„Verzeihen Sie die Störung, ich habe Sie nur bitten wollen, wenn Sie können, Herrn Leopold zu uns zu schicken."

Frau Schubert blickte auf das schöne, junge Mädchen.

„Sie sind wohl Fräulein d'Orsay. Er hat sehr viel und oft von Ihnen gesprochen." Die Frau fuhr hastig in die Tasche und zog ein Tuch heraus, das sie an die Augen drückte. Madeleine faßte sie am Arm.

„Mein Gott, Sie weinen, es ist ihm doch nichts —"

Frau Schubert ballte das Taschentuch zwischen ihren Fingern zusammen. „Er ist tot."

Madeleine legte das Gesicht in die Hände und blieb eine Weile ganz still. Dann sagte sie leise, kaum hörbar.

„Und wie, woran starb er?"

„Woran? Mein Gott! . . . . . als er sein Kämmerchen nicht verließ, und man nach ihm sah, fand man ihn ausgestreckt auf

Digitized by Google

seinem Bette. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Ich glaube — er ist erfroren . . . ."

„O Gott, o Gott," schluchzte das junge Mädchen auf, „ahnt' ich's nicht?"

„Sehen Sie selbst," sagte die Frau, die Thür, die nach den beiden engen Stübchen führte, öffnend, „konnte ich ihn da beherbergen? Ich habe sieben Kinder; mein Mann, ich und das Mädchen machen zehn Menschen; für einen elften war kein Platz da. Hundertmal bat ich Leopold, doch irgend eine Stellung anzunehmen, wo er versorgt wäre. Er wollte nicht. Er wollte nur uns dienen, sich für uns opfern. Seit er — fort ist, weiß ich erst, was ich an ihm besessen habe." . . . . . .

Madeleine ging leise hinaus.

Vor seinem Hause blieb sie stehen, faltete die Hände und flüsterte unter Thränen:

„Du Guter, Treuer! Und jetzt vergebe ich dir auch, daß du so viel Röcke übereinander getragen hast." . . . . . .

Digitized by Google

Eine Harzreise.

O du, mit deiner Erzengelschönheit!

Denn so stelle ich dich mir vor. Hoch und gerade, mit einem Haupte, das ohne plumpe Ausbuchtung schlank am Halse ansetzt, mit roten Lippen, deren untere ein wenig die obere beherrscht, mit einem Kinn wie die Jünglinge auf alten ägyptischen Königsmälern, hager, eigenwillig, hart.

Und deine Stirne ist breit und hoch, herzförmig von blonden Haarbüscheln umweht. Und darunter ruhen tief zwei Augen, bläulich und verschwiegen wie das letzte Firmament.

So erblicke ich dich. Gleichst du auch diesem Bilde?

Es spielt eine wunderbare Geschichte zwischen uns. Eine in unsern nüchternen Tagen gerade zu unerhörte Geschichte.

Zwei Menschen lieben, versenken sich in einander, ohne sich zu kennen, ja ohne zu wissen, ob — es ist geradezu toll.

Da sitze ich eines Tages auf meinem heiligen Georgenberg, zwischen jahrtausend altem Felsgewände, und schreibe mir ein Leid, eine Sehnsucht von der Seele.

Etliche Monate später erscheinen die Bekenntnisse, die ich meiner Einsamkeit gemacht, als gedrucktes Buch. Ja, das ist meine Kleinheit, die Schwäche der Frau, nichts für sich behalten zu können, sich immer mitteilen, schenken zu wollen. Kurz darauf erhalte ich einen Brief. „Wie kannst du so kühn sein, meiner Seele innerste Erlebnisse und Empfindungen unter *deinem* Namen in die Welt zu streuen. Du bist eine Diebin. Aber *wann* bestahlst du mich?

Ich habe nie geschriftstellert, selten Briefe (fast nur während der Schuljahre) geschrieben, zu wenig Verkehr, um meine Gedanken unter die Leute zu bringen, also wann hattest du Gelegenheit mich zu bestehlen? Du, es ist wunderbar. Selbst gewisse Allen unbekannte intime Wendungen meiner Sprache gebrauchst du,

Digitized by Google

Liebkosungsworte, mit denen ich in Feierstunden meine Seele anrede. In gleichen Farben wie die meine geht deine einher. Sie schöpft aus derselben Quelle wie ich. Sie hört auf dieselben Glocken wie ich, sie begehrt dieselbe Speise wie ich. Ihr Glaube ist der meine. Lucia, du bist mein, du bist mein! Du ahntest es nicht, daß du unbewußt Kraft von mir nahmst, daß etwas da war in der Welt, das so lange mit leisen Küssen an deinen Lippen bettelte, bis du sie aufthatest und erzähltest, was dir Gott mitgeteilt hat, du meine Dichterin, mein kleines plauderſüchtiges Kind, meine verschwenderische Liebe."

So hast du mir geschrieben, und ich habe dir geantwortet. Und dann schriebst du wieder, und ich blieb dir kein Wort schuldig. Und — ach, eines Tages bat ich dich, ich! um eine persönliche Zusammenkunft. Ich fürchtete nämlich, daß ich dich zu sehr lieben würde, und da wollte ich Mensch gegen Mensch stellen, das beste Mittel, um die allzu blendenden Vorstellungen meiner Phantasie in vernünftigere Bahnen zu lenken. Ich habe noch nie Einen getroffen, der im Einklang mit dem Bilde stand, das ich mir von ihm gemacht habe. Entweder war mir sein Geruch nicht angenehm, oder sein Mienenspiel verdroß mich, oder sein Geist war mir zu uniform mit dem der andern. Ich hoffte, ich würde auch an dir den bekannten Pferdefuß finden. Aber du Schlauer wußtest das Zusammentreffen hinauszuschieben.

„Wozu?" schriebst du. „Siehst du mich denn nicht deutlich in jedem Wort, das ich dir schreibe? Fühlst du nicht meine kühlen Hände auf deiner Stirn? Gehörst du denn nicht zu dem neuen Geschlecht, das miteinander spricht ohne Stimme, sich berührt ohne Hände, weder Mauern noch Entfernungen kennt, wenn es einem Geliebten sich mitteilen will. Ach, laß doch den alten plumpen Brauch des sich persönlich Kennenlernens. Für uns ist der Körper ja doch nicht mehr als ein Kleid, durch das man die Form, den Kern, die Seele erkennt. Laß uns hellsehend sein."

Da fand ich mich beschämt in meinem alten Begehren und ging auf deinen Wunsch ein. Einstweilen; denn daß der Tag kommt, an dem du die Arme nach mir ausbreitest, das weiß ich. Er m u ß kommen, weil ich unablässig meines Willens ganze Kraft an die Erfüllung dieses Wunsches setze.

Es ist ein Aufschub, weiter nichts. Ich adressiere an dich: An Augustinus. Du unterschreibst dich: deine Seele. O du Versteckter, du mit deiner Erzengelschönheit. Ich dürste nach deinem Anblick, und ich bin so stolz zu glauben, daß der meine deine Liebe zu mir nicht herabmindern wird. Mein inneres Leben

Digitized by Google

und Kämpfen hat meine Schönheit verwischt, aber mein Wesen strömt eine Kraft aus, die mir alle zu eigen macht, die ich mein nennen will. Bald verkleidet sie sich als Magd und bittet, bald als trotziger Junge, bald als Fürstin, aber noch nie hat sie versagt, mir das unterthänig zu machen, was ich begehre. Nur, — ich begehre so wenige, denn ich will nur Ganzes, und wenige sind das. Du bist's! Heil dir und mir!

„Erzengelschönheit? Hm . . . . . .
Nein Lucia, Erzengel sehen nicht aus wie ich. Schön bin ich, aber — sag, du kleine dumme Person, was kümmert es dich, wie ich äußerlich aussehe? Begreifst du nicht die große Weisheit Mosis? Das Letzte, Teuerste soll nicht in einer bestimmten Form angebetet werden. Die alten Weisen erkannten das, und die jungen Neuen kommen wieder darauf zurück und erweitern die Lehre ihrer Ahnen. O, muß denn blond oder braun oder schwarz sein, was zu uns gehört? Muß man es betasten und befühlen können mit seinen zehn Fingern? Liebst du nicht auch Musik? Sie klingt bloß. Sie ist weder blond noch schwarz und hat keine Hände zum Drücken der deinen, sie hat kein Geschlecht, und doch liebst du sie.

Laß mich deine Musik sein!" . . . . . .

Nein Augustinus! ich stehe nicht auf deiner Höhe. Du folterst mich. Du hast etwas katzenhaft Weiches, Durchschlüpfendes an dir, das mich oft auf sonderbare Gedanken bringt. Aber dann — nein. Deine stolzen, graden kühnen Linien, du mein Geliebter!

„Bist du denn nicht zufrieden, daß ich da bin? Daß ein Mensch lebt, der mit jeder Fiber dein ist, dessen Erkennen und inneres Wachsen dein eignes Erkennen und Wachsen ist? Lügst du, Lucia? Du sagst, Seelen, Gleichgesinnte, suchest du. Du behauptest, das Geschlecht wäre nur für die Bescheidenen, die an einer leicht erringbaren Unsterblichkeit Genüge fänden. Wir bleiben, auch ohne Kinder. Und nun träumst du von Erzengeln . . . . . .

Lucia, dein Geist träumt nicht mit. Das Weib in dir träumt. Die Frau sucht den Mann. Und du sprachst von den Neuen, die ohne die alten Lockmittel der Natur sein könnten. Da du eine Seele gefunden hast, untersuchst du den Boden, daraus sie kam, grübelst über seine chemische Zusammensetzung und — o du, alt und winzig."

Du sprichst wahr, wenn auch deine Worte nicht nach Honig schmecken. Weißt du, weshalb das Weib nach dem Manne blickt?

Digitized by Google

Weil es beim Weibe nichts findet, woran es sich stützen könnte. Weil ein Weib das andere beneidet, wenn dieses größer, verachtet, wenn es kleiner ist. Weil eine der andern gleichgiltig ist, wenn beide glücklich sind. Es hat noch nie eine Freundschaft unter zwei gleichwertig hervorragenden Frauen gegeben. Mich aber herabneigen möchte ich nicht. Verstehst du aber all dies? Eigentlich versteht nur ein Weib das Weib. Eine Katze versteht ein Roß nicht, sonst wäre sie ja keine Katze mehr, sondern ein Roß. Und du, wärst du ein Weib, würdest du mich bewundern oder hassen, aber nie hättest du den Mut gefunden (wie du als Mann thatest), mir die Hand auf die Schulter zu legen und dein königliches: du bist mein! auszusprechen. Das Weib versteht das Kleine am Weibe, der Mann das, was er selbst hineinlegt, und das ist immer ein Größeres. Ich aber will, daß du das Größte an mir verstehst, was keine Frau verstehen könnte, und daß dir das Kleine an mir fremd bleibt.

„Dazu bedarf es keiner persönlichen Zusammenkunft."

Nein wahrhaftig, du hast recht. Bleiben wir uns fern, du mein leuchtender Ritter Georg, meine dorische Säule, mein Erzengel mit den wehenden Lockenbüscheln.

„Glaubst du an das Neue?"

Ja.

„Lucia, ich habe Sehnsucht nach deinen Armen, aber nur, wenn du an das Neue glaubst."

Mir schwindelt vor Glück. Soll ich dich sehen? Wo? Wann?

„Im Harz liegt ein winziges Nest. Im Winter sind die Häuser halb verschneit, im Sommer geht ein Raunen durch die Schwarztannen, die den Ort in dichten Waldmassen umstehen. Es geistert dort am hellen Tage. Die Leute haben alle merkwürdig alte, weise Gesichter und gehen gebeugt. Sie reden zu sich selbst auf der Straße. Sie sind voll uralter seltsamer Gebräuche. Willst du dort hinkommen? Auf einen, auf zwei oder mehrere Tage? Jetzt ist Winter. Niemand wird uns stören. Wir lassen uns in einem einsamen Gasthof einschneien."

Wann?

„Nach drei Tagen."

Werde ich dich auf dem Bahnhof erkennen?

„Natürlich, Dumme. Schließe die Augen und folge nur deinem Gefühl nach. Wenn dein Atem schneller zu gehen beginnt, dann stehe still und überlasse dich den Armen, die dich umfangen werden."

* * *

Digitized by Google

Lucia durchflocht ihre dunklen Haare mit Perlen, zog ein schwarzes Gewand aus schmiegsamem Sammet an, verhüllte sich in einen großen schleppenden Mantel und Schleier, und ging auf die Reise. Sie sollte ihn sehen, den sie liebte. Sie hatte ihr Lebtag auf einen König gewartet, der zu ihr kommen würde. Aber es waren nur Theaterkönige gewesen, die bei ihr angeklopft hatten.

War dieser endlich der echte? Ja, der mußte es sein. So hatte noch niemand zu ihr geredet. So ebenbürtig und stolz und selbstbewußt.

Wenn er es war? Dann sollten tausend Lieder ins Land fliegen, — diese Boten der wahren Herrscher, — und Lucias Glückseligkeit den Menschen verkünden. Dann mußten alle an ihrer Freude mit teilnehmen.

Am Bahnhof des alten geheimnisvollen Städtchens stieg sie aus. In einer Stunde würde er eintreffen, der von einer andern Richtung als sie kam.

Sie ging nach dem leeren Wartesaal, und ließ ihren langen Mantel fallen. Dann schritt sie erregt auf und nieder. Ihre Wangen brannten. Ob sie ihm gefallen würde? Ob er eine schöne Stimme besaß? Ob er Handschuhe trug? Ob er klein oder groß, blond oder schwarz war? Am Ende gar: rot. Wenn er nur keinen Cylinder und Bart trug. Sie haßte Bärte. Ach, es war doch eigentlich ein Wagnis. Würde sie nicht als eine elend Enttäuschte von hier fortreisen? Jetzt erst fiel ihr alles auf die Seele, und die Kühnheit des Schrittes, den sie gethan hatte. Aber sie liebte ihn. Ein Mensch wie er, war wert, daß man ihm außerordentliche Zugeständnisse machte. Die „gute Erziehung" freilich erhob ihr runzeliges Gouvernantenhaupt und sagte: wie kann eine Dame in einer fremden Stadt einen fremden Herrn . . . . . Und Lucia preßte die Lippen aufeinander, warf sich in einen Sessel in der dunkelsten Ecke, und legte die Hände vor das Gesicht. — Da ertönt das Signal. Der Zug fährt ein. Sie erhebt sich. Ihre Pulse fliegen. Sie eilt hinaus auf den Perron. Sie möchte sich verbergen, und doch reißt sie ihre glücktrunkene Seele vorwärts. Auf dieser kleinen Station, mitten im Winter, steigen wenig Reisende aus. Beim ungewissen Licht der Gasflammen, die eben angezündet werden, erkennt sie die einzelnen Gestalten nur undeutlich. Sie vermag auch die Augen kaum offen zu halten vor innerer Bewegung. Sie lehnt sich an den Pfahl einer Laterne und schließt die Wimpern. Da hüpft ihr Herz auf, ein Feuer strahlt in ihr Gesicht.

Digitized by Google

„Bist du Lucia?“ flüstert eine tiefe Stimme neben ihr.

„Bist du — er, mein Erzengel, mein Ritter Sankt Georg?“

„Ich heiße Minna.“

Die Wartende öffnet die Lider. Vor ihr steht eine hohe, schlanke Frauengestalt und breitet die Arme aus.

„Lucia!“

Zwei stolze, reine Augen senken sich in die ihren.

„Was heißt er, was sie? Ein Mensch steht vor dir, der den Menschen in dir lieb hat. Im Namen meines Geschlechts will ich Rache an dir üben.“

Sie lacht ein tiefes Lachen, wie Klang aus goldnen Trompeten.

„Du hast das Weib verachtet. Nun kommt es zu dir, um dich zu bekehren. Glaubst du an das neue Weib?“

Lucia liegt mit staunenden Augen an der Brust der Gefährtin. Sie sucht in diesem Gesicht mit seinen klaren, frischen Farben, seinen kinderoffnen Zügen nach einem Versteckten, einem Rätsel. Aber sie findet keins. Wie eine lautere Quelle, in der sich der Himmel mit seinen Sternen spiegelt, neigt es sich zu ihr. Eine sieghafte Reinheit leuchtet aus den schönen dunkelblauen Augen, aus deren Hintergrund ein kleiner Schalk sein übermütiges Lächeln hervorschickt.

„Wie gefällt dir dein Erzengel? Ist er nicht ein ganz lieber Geselle?“

„Bist du wirklich ein Weib?“

Wieder das tiefe jauchzende Lachen, daß einige vorübergehende Bahnbedienstete sich verwundert umsehen.

„Und ein ganz echtes. Würde ich sonst so schön Komödie haben spielen können?“

Ueber Lucias Gesicht huscht ein Schatten.

Da beginnen die Augen des „Erzengels“ zu leuchten.

„Ja, ich bin ein Weib. Ich will auch nichts anderes sein. Ich habe den Mut, mich selbst zu bekennen. Nein, halte noch einen Augenblick still! Eine unüberbrückbare Kluft trennt uns vom Manne. Nie wird eine von uns auf seinem Boden Wurzel fassen können. Aber bisher empfanden sie das als Schande und Demütigung. Als ob von zwei Extremen das eine schlechter sein müßte. Wir sind eben anders. Aber das als keine Schmach zu empfinden, sondern als Ansporn, unsere ganze Eigennatur frei und schön zu entwickeln mit all' dem Wunderbaren, das in ihr liegt, ist Aufgabe der neuen Frau. Es giebt viele Männer von kühnem Selbstbehauptungsmute, aber es giebt wenig Frauen, die

Digitized by Google

diese Eigenschaft besitzen. Noch sind ihrer wenige. Deshalb habe ich mit so viel Freude und List nach dir ausgegriffen, Lucia. Du sollst durch mich an das Weib glauben lernen. An das neue, reine, lächelnde, das stolz sich selbst bejaht, weder Sklavin, noch Freiheitsschwärmerin ist, seine geistige Weiterentwickelung nicht durch alte Vorurteile eindämmt, aber auch nicht durch lärmende Bestrebungen sich einer Sphäre zudrängt, in der es immer Fremdling bleiben wird."

Lucia richtete sich auf und drückte der Freundin die Hand.

„Du hast recht."

Und dann legten sie die Arme ineinander und gingen dem Städtchen zu.

„Erzengel brauchen wohl keine Toiletten, aber da ich leider, wie du siehst, keiner bin, habe ich einen Koffer mitgebracht. Man bringt ihn uns wohl in den Gasthof."

„Und du bist wirklich kein Mann?" Lucia blickte sie noch immer kopfschüttelnd an.

Da erklingt ein Lachen, tief und golden.

„Ich heiße Minna."

Digitized by Google

530 Notenstücke für Klavier und Gesang mit Text und Illustrationen.
612 Seiten.

Preis eleg. gebunden 10 Mark.
Ausgabe in 2 Bände gebunden Preis 12 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

834J25 R
Janitschek
Im sonnenbrand.

Digitized by Google

Digitized by Google